

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1979
HEFT 1**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

30. Jahrgang Heft 1
Januar – März 1979

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 6 % MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten
Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 32 43.

Dieser Ausgabe ist eine Beilage des Ringier-Verlages, Zürich und München beigelegt.

Inhalt

WILLY LEYGRAF Zur Sache.....	1
FRIEDRICH HEER Schwaben in Europa.....	2
OTTO BORST Geschichte als Wert an sich? Denkmalpflege und Geschichtsbewußtsein	11
Peter Haag-Preis 1978	14
WILLY LEYGRAF Leben in der Altstadt	16
KUNO ULSHÖFER Das Löchnerhaus in Schwäbisch Hall – neues Domizil der Volkshochschule	30
STEFAN PFITZER Das Alte Plochingen Rathaus am neugeschaffenen Marktplatz	33
THEODOR PFIZER Hans Hartenstein. Ein preußischer Schwabe	38
GREGOR RICHTER Standhafter Klerus im Oberamt Wangen 1938 ...	47
Leserforum	52
Buchbesprechungen	52
Anschriften der Verfasser	59
sh aktuell	60
Veranstaltungen und Studienfahrten.....	68



Das Titelbild

zeigt das Haus Weinhofberg 8 in Ulm, das als erstes mit dem 1978 vom Schwäbischen Heimatbund gestifteten Peter Haag-Preis ausgezeichnet worden ist. Es gehört zu einer Dreiergruppe von Fachwerkhäusern am Eingang zum Ulmer Fischerviertel, die alle durch das private Engagement eines Bürgers vor Verfall und Abbruch bewahrt und in ihrer überlieferten Bausubstanz wiederhergestellt worden sind. (Foto: Rueß)

Wenn ich baden möchte, muß ich mir Zeit lassen, bis die Wanne gefüllt ist. Unterdeß überlege ich mir, ob der Warmwasserhahn das Optimum leistet. Oder das Maximum. Oder vielleicht nur das Minimum. Dies wäre: wenn das Wasser gerade so schnell zuläuft, daß es nicht eher abgekühlt als die Wanne gefüllt ist. Und das Maximum: Füllung der Wanne auf Knopfdruck in Sekundenschnelle. Aber wo liegt das Optimum?

Was das hier soll? Nun, ich denke an die Straßenbauer, die immerzu von einem Optimum des Ausbaus bestimmter Verkehrswege reden, aber dabei eher an das Maximum zu denken scheinen: Zufluß, Abfluß, Durchfluß jeder gewünschten Menge in Sekundenschnelle.

Keine Frage nach dem Zumutbaren an Wartezeit oder Verzögerung. Oder nach dem vertretbaren Aufwand (an verbrauchter, zerstörter Landschaft vor allem!). Ein Schreckbild zeichnet sich ab: die Bundesrepublik, zu-asphaltiert, schraffiert von Fahrbahnmarkierungen; elektronische Anlagen ermöglichen den ungestörten Verkehrsfluß ganz entsprechend dem jeweiligen Bedarf . . .

Schon jetzt gibt es Autobahnabschnitte, auf denen der Verkehr zu Zeiten so gering ist, daß man sich fragt, ob sie nicht am Bedarf vorbei geplant und gebaut worden sind. Freilich, zu Ferienzeiten sieht es dann ganz anders aus –.

Aber kann das sinnvoll sein (und ein Optimum muß ja wohl auch einen Sinn haben!), für wenige Tage im Jahr (oder anderswo für wenige Stunden am Tag) «optimale» Bedingungen zu schaffen, die in der übrigen Zeit eher an Verschwendung denken lassen? Und das nur deshalb, weil Hoteliers und deren Gäste anscheinend nun einmal nur von Wochenende zu Wochenende denken und buchen können? Weil zwei-, dreimal im Jahr diejenigen über den Stau auf den Autobahnen schimpfen, die ihn selbst hervorrufen?! Der Ausbau des Straßensystems für den maximalen Anspruch ist weder zu verwirklichen noch anzustreben. Das Optimum aber dürfte bei der Beseitigung eindeutiger Engpässe durch Ausbau des bestehenden Netzes eher erreichbar sein: weil dabei nämlich das Erreichbare auch in einer halbwegs sinnvollen Relation zum Verbrauch an Landschaft gehalten werden kann. – Man kann auch – um zum Badezimmer-Bild zurückzukehren – die Zeit, in der das Wasser einläuft, nutzen – und zwar nicht nur, um darüber zu grübeln, daß ein Maximum nicht unbedingt ein Optimum sein muß.

Es gab ein schwäbisches Europa, das von Turkestan bis Palästina, von Transkaukasien bis Argentinien, von Bessarabien bis Kapland, von Südrußland bis Chile, von Stuttgart bis zu Stuttgart im Staat Ohio reichte. «Ein schwäbisches Weltreich», wie man es zu Recht genannt hat. Und es gibt ein schwäbisches Geistesleben und Geisteserbe, das für ein breiteres Publikum so verdienstvoll zusammengesehen wurde von Männern wie HEINZ OTTO BURGER und OTTO HEUSCHELE und dem Schweizer Germanisten EMIL STAIGER, das von der hochmittelalterlichen Mystik um DAVID VON AUGSBURG über HEINRICH SEUSE zu SEBASTIAN FRANCK, zu PARACELSUS und KEPLER, zu den Schwäbischen Vätern um BENGEL und OETINGER, dann zu SCHILLER und den drei Genossen im Tübinger Stift HÖLDERLIN, HEGEL, SCHELLING führt und über eine Fülle von Denkern, Dichtern, Wissenschaftlern zu den großen Handwerkern, den Vätern der südwestdeutschen Industrie im 19. Jahrhundert, führt – ich nenne hier nur den Namen DAIMLER – und dann mitten in unser turbulentes 20. Jahrhundert – ich nenne nur einen der großen Schwaben an der Schwelle der Bundesrepublik Deutschland: THEODOR HEUSS.

Die schlichte Frage, mit der sich diese Notiz zum Tage, zum heutigen Tage befaßt, ist diese: wie hängt das zusammen, das «schaffe, schaffe, Häusle baue» und das «Reich Gottes:» Reich Gottes, wie es Schwaben ersahen. Wie hängt das zusammen, dieses zähe Haften an der Scholle, am eigenen Acker, am Hügel, am Bach, am Fluß, am Strom, am Neckar, an der Donau – und dies Ausfahren nach Venezuela, wo die Ulmer Kaufmannsfamilie EHINGER bereits bald nach Kolumbus eine Art Kolonie besaß: Schwaben in allen Kontinenten auf dem blauen Planeten Erde. Wobei sehr oft und sehr lange diese Schwaben in anderen Landen, in anderen Kontinenten Schwaben in Europa blieben, ja Schwaben in Schwaben: sie schufen sich, in der Hut ihrer Pastoren, ihrer Pfarrer, ihrer Lehrer und etlicher sehr starker Führer-Persönlichkeiten – ich verwende das Wort «Führer» ohne jeden ranzigen Beigeschmack – in ihren Dörfern, in ihren Siedlungen, je ein Schwabenland: sie mischten sich nicht mit den Ureinwohnern, mit den anderen, sie hielten fest an ihrer Sprache, am volksfrommen Brauchtum von der Wiege bis zur Werbung, zur Werbung um die Braut, vom

Kinderlied bis zum Totensang, vom Tanz am Festtag bis zum gemeinsamen Gang ans Grab: weit über das Banat hinaus galt die harte Wirklichkeit des Kolonistspruchs: «Der erste hat den Tod, der zweite hat die Not, der dritte erst hat Brot». Die dritte Generation also: sie stellte in sehr karger, sehr nüchterner Gestalt nicht ein Drittes Reich dar, sie verkörperte auch nicht den Dritten FRIEDRICH, also den Heilskaiser, der nach BARBAROSSA, nach FRIEDRICH II kommen wird, um dem armen Volk in Schwaben Friede zu geben, Friede zu schaffen. Diese dritte Generation der Siedler, der man zusagte, zuhoffte, daß sie als erste ganz den Boden unter den Füßen gewinnen werde, war sehr oft nicht mehr von den messianischen Hoffnungen und Ängsten einer ersten, ausziehenden Generation beseelt, sie praktizierte aber schlicht Bildung. Das deutsche Wort «Bildung» ist eine Wortprägung des schwäbischen Pietismus und bedeutet: die tägliche Bibellesung.

Ich beginne den Schwabenzug, die Fahrt durch das schwäbische Weltreich, durch die Schwabenländer in Europa zunächst nicht mit den ersten uns namhaft bekannten religiösen Nonkonformisten in Schwäbisch Hall, die uns noch zu Lebzeiten FRIEDRICHs II entgegengetreten, Schwaben, die ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit erhofften, nach Abschaffung der Hierarchie und Verteilung ihrer Güter an die Armen. Schwaben, deren geistige Töchter und Söhne noch 1348 – die große Pest kommt über Europa – an die Wiederkunft des Kaisers glaubten, und in der revolutionären Schrift, genannt «Die Reformation Kaiser Sigismunds», um 1434 wohl von einem Augsburger verfaßt, ein großes politisches Manifest vorlegten: als Grundlage für eine neue, bessere Welt, hier auf Erden, ein neues Reich, eine erneuerte Kirche. Um diese in der Sprache HÖLDERLINS anzusprechen: als «Jünglingin in der Zeit».

Ich beginne meine Schwabenfahrt mit einem Manne des 19. Jahrhunderts, mit GOTTLIEB DAIMLER, 1834 bis 1900. Vierhundert Jahre haben in religiös nonkonformistischen, in pietistischen und geistesverwandten Gemeinden von Handwerkern und Kleinbürgern in Schwaben ein Arbeitsethos und eine religiöse Zucht des ganzen Lebens entwickelt, die nun im 19. Jahrhundert nach innen explosiv aufbrechen: wie zuvor nach außen, sich in andere Lande verströmend. Der «Papa Daimler», wie er in Frankreich genannt wird, ist ein «Remstaler» mit jenem stark pietistisch angehauchten und dabei doch weitge-

* Vortrag, gehalten am 15. 10. 1978 bei den Sigmaringer Tagen 1978

hend freigeistigen Gedankengänge, der sich in Württemberg mit der «Gemeinschaft der Pregizianer» verbindet, einer um 1800 gegründeten religiösen Gemeinde, die 1924 noch in rund 80 württembergischen Gemeinden vertreten ist. Seine Töchter schickt er in Anstalten der Herrnhuter Brüdergemeinen.

GOTTLIEB DAIMLER stammt aus dem Zentrum des Bauernaufstandes des «Armen Konrad», 1513/14, Schorndorf im Remstal. Einer der Führer des Aufstandes, JÖRG PREGENTZET, ist ein Vorfahre einer Urgroßmutter. Der kleine GOTTLIEB hört brennend ergriffen vom «Armen Konrad» und vom Dreißigjährigen Krieg und scheut lebenslang vor allem Kirchlich-Konfessionellen zurück. In Stuttgart begegnet der junge DAIMLER dem weitblickenden FERDINAND STEINBEIS. Dieser ist der Sohn eines Pfarrers, seine Mutter ist eine Schwester des Geistesehers und Dichters JUSTINUS KERNER. STEINBEIS wird 1848, in diesem deutschen Schicksalsjahr des 19. Jahrhunderts, als Technischer Referent nach Stuttgart zur Leitung der staatlichen «Zentralstelle für Handel und Gewerbe» berufen; er schickt den jungen DAIMLER zur weiteren Ausbildung ins Elsaß, nach Paris; er arbeitet dann in Maschinenfabriken in Leeds und Manchester.

Dieser Schwabe kehrt zurück in die Heimat, reorganisiert die Maschinenfabrik des «Bruderhauses» in Reutlingen, der «Gustav-Werner-Stiftung zum Bruderhaus». Der Theologe GUSTAV WERNER, geboren 1809, war als Vikar in Walddorf bei Tübingen wegen seiner Predigten über die Erweisung des christlichen Glaubens in Konflikt mit dem Oberkonsistorium gekommen, schied aus der Seelsorge aus und widmet sich mit allen Kräften Arbeiten, um – wie er wörtlich sagt – den modernen Industrialismus mit einem auf christlicher Bruderliebe gegründeten Sozialismus zu verknüpfen. DAIMLER wird dann Direktor der Deutzer Gasmotorenfabrik, baut in Rußland 1881 eine Pulverfabrik am Ladogasee, eine Salpeterfabrik in Petersburg. Deutsche bauen die russische Rüstungsindustrie auf – damals und heute. DAIMLER fühlt sich sehr wohl im deutschen St. Petersburg, das ja erst im Ersten Weltkrieg den deutschen Namen in Rußland verliert; er ist auch in Moskau angenehm berührt durch ein reges dynamisches Leben.

Die Geschichte der Daimler-Motoren ist bekannt. DAIMLER bietet dem preußischen Kriegsministerium, dann dem Preußischen Generalstab einige seiner Erfindungen an, wird abschlägig beschieden. Seit 1871 steht DAIMLER in enger und freundschaftlicher Zusammenarbeit mit französischen Industriellen und Erfindern. Die französische Automobilin-

dustrie basiert mit auf der Vereinbarung zwischen GOTTLIEB DAIMLER und Frau LOUISE SARRAZIN vom 1. November 1889. Zur zeitgeschichtlichen Orientierung: am 30. Januar dieses Jahres hatte sich in Verzweiflung der Kronprinz RUDOLF in Mayerling erschossen; er hatte eine österreichisch-englisch-französische Entente gewollt mit Verbindung zum liberalen Deutschland unter Kaiser FRIEDRICH III, er sah früh in WILHELM II das Verderben Deutschlands. Am 20. April dieses Jahres wurde der schreckliche Österreicher geboren.

DAIMLER ist – vorbildlich für einige führende schwäbische Industrielle gerade der Hitler-Zeit – gegen den Krieg, er fürchtet ihn. Er selbst verfaßt die Inschrift in seinem «Tusculum» unter dem Bild der belagerten Stadt Schorndorf: *Was jahrelanger Fleiß geschafft ins Land herbei, / Zerstört die rohe Kraft, das Pulver und das Blei. / 1894.*

Im März 1900, kurz vor seinem Tode, beginnt die Konstruktion des ersten «Mercedes», der seinen Namen zu Ehren einer schönen Österreicherin, Tochter eines Generalkonsuls, erhielt.

GOTTLIEB DAIMLER verkörpert dies (und deshalb be-rufen wir ihn hier als eine Modellfigur im Auszug unserer Schwabenfahrt): wie da schwäbische Volkskraft sich nach Außen wendet, um Brot zu schaffen: hier mit den Mitteln des hohen 19. Jahrhunderts, also der Industrie, die hier mitten aus altem Handwerkertum wächst. Brot für das Volk, für die Gemeinde, für diese Familie der Väter und Mütter, der Söhne und Töchter, der Brüder und Schwestern, die da Tal an Tal, Hügel an Hügel, den Neckar entlang, der Donau entlang, hausen: eingehaust im Häusle: in dem täglich gebetet wird: «unser tägliches Brot gib uns heute». Die Schwabenzüge, die Auswanderungen des 17. bis frühen 20. Jahrhunderts sind also zunächst mit diesem Hintergrund des tausendjährigen Abendlandes zu sehen: das bedeutet auch über tausend Jahre Hunger. Hunger der «armen Liute», in der Zeit KARLS DES GROSSEN. Hungerkatastrophen. Das bedeutet tausend Jahre bäuerliche Erhebungen, Aufstände: von karolingischer Zeit das ganze Mittelalter hindurch ins Zeitalter der klassischen südwestdeutschen Bauernaufstände, bis hin zu den Bauernaufständen im Umkreis der Großen Französischen Revolution (diese bäuerlichen Erhebungen werden immer noch meist übersehen), als die Stiffler um den Maibaum tanzen, um den uralten Maibaum; der Erste Mai war Festtag des Volkes, lange bevor er zum roten Mai wurde.

Haus an Haus, Häusle an Häusle, auf oft kargem Boden, umgeben von der Schar der vielen Kinder. In einem einzigen Auszug 1816/17 donauabwärts, über Wien ins russische Donaudelta befinden sich unter

9000 Menschen 5000 Kinder. Kindersterben, Kindertod: das hat nicht nur mit dem Kindbettfieber etwas zu tun, in unserem alten Europa und heute andernorts auf dieser Welt: das hat sehr viel mit Hunger zu tun. Hunger der Mutter, die keine Milch, die zu wenig Milch geben kann; Hunger der Väter, die das tägliche Brot nicht schaffen: daheim, in der Heimat.

Haus an Haus, Häusle an Häusle, und allein, abseits, im Walde, jenseits der Hügel: da wird in einem Atemzug um das ewige Brot gebetet. Um das Brot der Gerechtigkeit, um das Brot der Seele, um das Brot der geistigen Freiheit. Um das Brot des Reich Gottes.

Schwäbische Bildung, also Menschenbildung in Erfahrung des Hungers, des Hungers an Leib und Seele und Geist – dreieinig sind sie, nicht zu trennen –: nie wird sich schwäbisches Leben mit den Schizophrenien, mit den Spaltungen der Augustiner, der Manichäer, also auch der Lutheraner, der Calvinisten und ihrer römisch-katholischen Feindbrüder abfinden: mit dieser Zerklüftung der Einen Wirklichkeit in sich total ausschließende Gegenwelten – schwäbische Bildung, also Menschenbildung, weiß um so viel Enge, Kargheit, Einengung des täglichen Lebens, weiß um so viel Bedrängnis durch weltliche und geistliche Herren und Herrschaften, daß sie immer wieder den Durchbruch und den Aufbruch suchen – und finden: den Durchbruch durch alle Wälle, alle Mauern der «Mauerkirche»: LUTHER, der junge LUTHER, hat dies Wort von BERNHARD VON CLAIRVAUX übernommen. Dieser Durchbruch wird in allen Jahrhunderten des schwäbischen Europa daheim gesucht und daheim gefunden: im kleinsten Raum, im Stübchen des Häuschens im Dorf, in der kleinen Stube in der kleinen Stadt, im kleinen Garten am Hang. Dieser Durchbruch geht nach Innen und entdeckt ungeheure Innenräume im «weiten Land» der Seele, des Geistes: das sind die Schwabenfahrten von den schwäbischen Mystikern des Hochmittelalters über die schwäbischen Väter zu ihren Söhnen rund um das Tübinger Stift im 18. und 19. Jahrhundert, zu ihren Enkeln um die beiden BLUMHARDT. Wobei der ältere BLUMHARDT der alten Hoffnung diese neue Formulierung gibt: «Gott wird noch eine neue und herrlichere Entwicklung machen». Sein Sohn CHRISTOPH BLUMHARDT, 1842 bis 1919, geht den Weg weiter, ins direkt politische: sein Eintritt in die sozialdemokratische Partei erregt damals riesiges Aufsehen.

Mitten in diesem Aufbruch stehen die radikalen, religiösen und politischen Seelen, Geister des Schwabenlandes, die mitten in unserem 20. Jahrhundert in ihren Töchtern, in ihren Söhnen mit den Mitteln un-

seres Jahrhunderts das anstreben, was radikale pietistische Frauen im 17. Jahrhundert in ihren apokalyptischen Visionen ersahen und verkündeten: Zerschlagung des geistlichen und weltlichen Reiches, aller Machtkirchen: erst dann kann «Die Neue Zeit» beginnen, nach dieser radikalen Wende: die Zeit des Neuen Menschen.

Sehr oft erfuhren nun diese Schwaben, die in ihrem Häusle um das tägliche Brot beteten, daß sie dieses im inneren Durchbruch nicht mehr finden konnten: sie drohten zu ersticken, erdrosselt durch ihre engste Umgebung, überwacht durch die kirchlichen Ämter, überherrscht durch die weltliche Herrschaft, die so eng, engherzig war, wie sie der junge HEGEL sieht und schildert, *sein lieber Hölder*, sein Bruder HÖLDERLIN fühlt sich erstickt, vorzüglich durch das geistliche Regiment.

Um den Durchbruch nach Innen zu retten, gehen nun Schwaben auf die große Schwabenfahrt: die ein Ausbruch ist nach Außen, um auf anderem Grund, im fremden, fernen Land ihr Schwaben zu retten: das Schwaben ihrer Seele, das Schwaben ihres Geistes. Um das tägliche Brot schaffen, schaffen, schaffen zu können: in harter, in härtester Arbeit. Um auf diesem Acker Das Reich zu erarbeiten: das Reich Gottes.

Es ist oft und zu Recht bemerkt worden: *Neckar und Donau sind die beiden württembergischen Wege in die Fremde; jener zum Rhein und damit über See, dieser über Wien nach Ungarn und dem weiteren Südosteuropa, sowie zum Schwarzen Meer.* Der Strom: er ist der Wander-Weg der großen Reise, in unserem Kontinent. Der Strom: er ist der Wander-Weg der Seele, in unserem Europa. Der Strom: er ist im kontinentalen Raum das, was das Meer, die See für die Seevölker ist, von den Ägyptern zu den Wikingern, zu den Kelten in Armorica, auf den britischen Inseln: er ist das mächtigste Symbol der Seele. Ein großer Schwabe besingt in unvergeßlichen Versen das Land der Seele, über See: *Orplid, mein Land*: MÖRIKE besingt es.

Der Strom. Das ist zunächst der Neckar. Einer der größten inneren Emigranten im Schwabenland, der das Schwaben seiner Seele in Hellas suchte, in seinem Griechenland, besingt den Neckar: HÖLDERLIN also.

Groß ist das Werden umher. Dort von den äußersten Bergen / Stammen der Jünglinge viel, steigen die Hügel herab. / Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche, / Kommen bei Tag und Nacht nieder und bauen das Land. / Aber der Meister pflügt die Mitte des Landes, die Furchen / Zieheth der Neckarstrom, zieheth den Segen herab. / Und es kommen mit ihm Italiens Lüfte, die See schickt / Ihre Wolken, sie schickt prächtige Sonnen mit ihm. /

Darum wächst uns auch fast über das Haupt die gewaltige / Fülle, denn hieher ward, hier in die Ebne das Gut / Reicher den Lieben gebracht, den Landesleuten, doch neidet / Keiner an Bergen dort ihnen die Gärten, den Wein, / Oder das üppige Gras und das Korn und die glühenden Bäume, / Die am Wege gereiht über den Wanderern stehn.

Das ist Hymnus, ist Gebet, ist Beschwörung: eines apokalyptischen Schwaben, als eines Landes des Heils: prächtige Sonnen, aller Glanz der Gottheit ist über seinen Hügeln, Quellen, Bächen, ruht auf dem Acker, der in der Mitte – die Mitte ist die Mitte der Gottheit, aller ihrer Heilskräfte – vom messianischen Meister gepflügt wird, mit heiligem Pflug. Diese Beschwörung sucht das Unheil zu bannen: den «Neid», wie HÖLDERLIN es nennt: es ist die Not, der Hunger, es ist die geistige, die seelische Unfreiheit, die auch hier den Menschen bedrohen: im gottgesegneten Schwabenland.

Nüchtern und hart und schwer ist die Ausfahrt auf der Donau: jahrhundertlang scheitern Schiffe mit Mann und Frau und Kind im Greiner Strudel, in der Einfahrt in die Wachau, auf dem Wege nach Wien zunächst, wo eine erste Sammlung und Versammlung beginnt, wo bereits etliche bleiben, in Wien selbst, im Land um Wien. Dann geht es weiter, auf den Ulmer Schachteln und auf Zillen. Ins ferne Ungarland.

Ein Blick also auf die Banater Schwaben. Der Friede von Passarowitz am 21. Juli 1718, erkämpft durch den Sieg des Prinz EUGEN bei Belgrad, bringt Österreich das Banat mit Temesvar, Nordserbien, die Walachei westlich der Aluta und einen Streifen am rechten Saveufer von der Türkei ein. In diesem Augenblick erreicht die Monarchia Austriaca, die österreichische Monarchie, ihre größte Ausdehnung. Städte wie Belgrad, Mailand, Neapel, Palermo, Brüssel, Ostende, Breslau, Freiburg im Breisgau, Prag, Buda (noch nicht mit Pest vereinigt), Triest, Trient stehen unter der Herrschaft des Römischen Kaisers KARL VI, des Königs von Ungarn, Böhmen und Kroatien. Für diesen Staat schlägt der aus dem Schwabenland stammende CHRISTIAN SCHIERL VON SCHIERENDORF 1720 den Namen *Austriacum Imperium*, Österreichisches Reich, vor.

Auf den Rat des Prinzen EUGEN hin waren die den Türken abgewonnenen Gebiete zu einer eigenen, nur dem Kaiser persönlich unterstehenden Provinz, dem «Banat», erklärt worden. An der Spitze der neuen Provinz steht Feldmarschall CLAUDIUS FLORIMUND Graf MERCY, ein Mann aus altem lothringischen Adel, seit 1683 in kaiserlichen Diensten. MERCY, «der Vater des Banats», beginnt das große Kolonisationswerk. 1722 bis 1726 kommen etwa 15 000 deutsche Siedler ins Land, in diesem «Ersten

Schwabenzug». (Nicht übersehen werden soll, daß bereits von 1712 an der ungarische Graf KAROLJI Siedler aus Oberschwaben in die Gegend von Großkarol im Sathmarland holt, wo sie im Ersten Weltkrieg wieder entdeckt werden, 50 000 Schwaben in ihrer Enklave.)

46 deutsche Ortschaften werden gegründet; für die Hauptstadt des Distrikts, Temesvar, das heutige Timisoara, wird festgelegt, daß ausschließlich katholische und deutschsprachige Bürger aufgenommen werden sollten. Aber keine Germanisierungspolitik: aus der Türkenzeit sind noch Armenier, Serben und sephardische Juden vorhanden, sie bleiben. Besonders die Serben erfreuen sich einer großzügigen Unterstützung durch die österreichische Regierung. 1730 hat jede größere serbische Gemeinde ihre eigene Schule.

Auf die Schwaben – das wird nun ein Sammelname für die Siedler aus Südwestdeutschland, rundum die Schwaben des Schwarzwaldes, des Donau- und Neckartales – wartet viel Elend, Hunger, Krankheit, auch Drangsalierung in der von Sümpfen durchzogenen Gegend. Allein im Jahre 1728 werden in der Stadt Temesvar 51 Geburten und 484 Sterbefälle gezählt. Gegen alle Widernisse schaffen diese Schwaben ein Kulturland, das faszinierend wirkt auf die großen ungarischen Herren, die nun in ihre weiten menschenleeren Ländereien Schwaben, Deutsche, als Siedler einladen.

Die Geschichte der Banater Schwaben ist zunächst das Leben zwischen zwei Tragödien: zwischen 1738 und den Jahren ab 1944. 1738 fallen die Türken ein, erschlagen die einen, verschleppen die anderen in die Sklavereien. Dazu ziehen mordende und plündernde Räuberhorden durch das Land, dazu kommt die Pest: alle apokalyptischen Reiter überziehen das eben erst gesegnete, erntereife Land mit Not und Tod. Die Schwaben werden die Opfer eines Krieges, den sie nicht gewollt, nicht begonnen, nie zu übersehen vermochten: jede Aggression, jede Aggressivität lag ihnen fern. Im jugoslawischen Teil des Banats werden 40 Prozent der Schwaben Opfer des Hasses. Etwa 860 000 werden zwischen 1944 und 1948 ermordet, verhungern in Konzentrationslagern, verenden in der Zwangsarbeit in der Sowjetunion. Im rumänischen Teil des Banats werden im Januar 1945 etwa 50 000 in Viehwaggons verladen und in die Kohlenbergwerke des Donaugebietes, nach Stalingrad und in den Ural gebracht. Ein Drittel von ihnen ist nicht heimgekehrt.

Nach 1950 beginnt die Überführung in die Bundesrepublik Deutschland und nach Österreich. Die nicht Umgesiedelten erleben dies: eine Zerstörung ihrer Dörfer, deren Umwandlung in Kolchosen mit

Monokulturen. «Umsiedlung» in die Baragan-Steppe. Einformung in die «sozialistische Kultur», wie man sie in Bukarest versteht: in Bukarest, das zwischen Moskau und Belgrad (= Beograd, die weiße Stadt, wo heute noch «der letzte Habsburger» residiert, wie ihn seine Landsleute nennen, also TITO) und Peking mühsam eigene Wege sucht, und sich seit 1955 bemüht, seine Deutschen, seine Schwaben sich zu erhalten: wobei der Schule und der Kirche eine außerordentliche Aufgabe der Erhaltung ihres Volkstums zukommt.

Niemand kann sagen, wie dieses Schwabentum in Rumänien um die nächste Jahrtausendwende aussehen wird. Niemand kann sagen, was aus uns in Mitteleuropa, was aus den Menschen der Familie Mensch um das Jahr 2000 geworden sein wird. Dies aber kann heute ersehen und gewürdigt werden: in allen Drangsalen, in vielen Verdemütigungen, lebt dieses Schwabentum: Demut, das deutsche Wort ist «Dienmuot», Mut zu dienen: der Mutter Erde nah. So leben heute donauländische Schwaben bisweilen in drei Schwaben: in ihnen lebt, in den Tiefenschichten arbeitend, das erste Schwaben in altschwäbischem Land, lebt ihr zweites Schwaben im Banat, in Bessarabien, in Serbien, und sie leben ihr drittes Schwaben heute, in Württemberg und der Donau entlang, in bayerischem und in österreichischem Land: über Regensburg und Passau nach Linz, nach Wien.

Das Dritte Leben: das ist ein eigentümliches Drittes Reich, das heute besonders eindrucksvoll etwa in Nordamerika beobachtet werden kann: eine erste Emigration von Einwanderern verdrängt die alte Heimat ins Unterbewußte, möchte sich möglichst schnell assimilieren, eine zweite Generation weiß sich stolz als Amerikaner, geboren in Amerika, in einer dritten Generation (und den ihr folgenden Generationen) kommen die Ahnen wieder zu Wort: diesen Prozeß der Wiedergeburt sagt bekanntlich bereits das deutsche Wort «Enkel» an: es ist ja «Enkel», der wiedergeborene Ahn, nämlich der Großvater.

Die erste Wiedergeburt des Schwabentums im Banat hat die Kaiserin MARIA THERESIA vermittelt, die sich sehr bewußt als Mutter aller ihrer Landeskinder verstand. Ihren «Muttermut» rühmte HUGO VON HOFMANNSTHAL 1916, im Todesjahr des Kaisers FRANZ JOSEPH, der ja auch König von Jerusalem und Herzog von Auschwitz war . . .

Der zweite, der thesesianische Schwabenzug, begibt sich in den Jahren zwischen 1764 und 1770. Die Kaiserin läßt mit ihrem «Colonisierungspatent» zuerst entlassene Offiziere, Unteroffiziere und Invalide ihrer Armeen ein, dann Reichsuntertanen in allen

ihren Ländern, sodann Schwaben, Franken, Pfälzer, Franzosen und andere Elsässer und Lothringer. Das Patent Kaiser JOSEPHS II leitet 1782 eine dritte Einwanderungswelle ein.

Schwaben in Europa: das Rußland des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist unverständlich ohne seine Deutschen, ohne seine Schwaben. Das Rußland PETER DES GROSSEN, der zeitlebens sächzelt – er spricht sein St. Petersburg als Pietersburch aus – wird von diesem ungeheuren und ungeheuerlichen Zwingherrn zum Guten – so sah er sich selbst – geschaffen durch «Menschenopfer unerhört», hunderttausende russischer Bauern werden verbraucht bei der Erschließung des Bodens für Petersburg, bei anderen riesigen Erdarbeiten, vorab den Kanalbauten. Der Zar zimmert seinen Staat, seinen Staatsbau mit seinen Deutschen, seinen Franzosen, Italienern, Engländern . . . Die deutsche Prinzessin, die als KATHARINA II das Erstaunen, gemischt aus Bewunderung und Entsetzen, Westeuropas erregt, löst durch ihre Aufrufe von 1762 und 1763 Einwanderungswellen aus Westeuropa aus. ALEXANDER I folgt ihren Spuren, aber sehr auf seine Weise.

Dieses zaristische Rußland hat im 18. Jahrhundert seine Hauptstützpunkte im alten Reichsraum in Regensburg, Ulm, Frankfurt, in den russischen Prinzessinnen, die an deutsche Fürsten verheiratet sind, alter Tradition folgend, in Berlin.

Für die großen Schwabenzüge der Epoche KATHARINA II und ALEXANDER I ist bedeutsam: die Zarin ist persönlich in keiner Weise der allrussischen orthodoxen Kirche verbunden, sie ist, in heutiger Sprache ausgedrückt, «konfessionell nicht gebunden»: es fällt dieser Frau, die sich als Aufklärerin versteht, nicht schwer, freie Religionsübung für ihre Kolonisten zu gewähren. ALEXANDER I hingegen ist selbst tief von jenem nonkonformistischen religiösen Untergrund bewegt, der das europäische 18. Jahrhundert mit immer neuen Beben, Erdbeben erschüttert: bis in die Erste Französische Revolution hinein. Die Frau VON KRÜDENER, die dem Zaren die Vision der Heiligen Allianz vorstellt, ist nur ein Funke, ein Menschenfunke aus dem Feuermeer dieses nonkonformistischen religiösen Untergrunds, der sich im Schwabenland in einer Fülle von Bewegungen, von Gemeinden, von Initiativen ausfaltet. Ich vermeide bewußt das Schmutzwort «Sekte», das bereits eine Denunziation beinhaltet, ebenso wie das Wort «Heiden»: MARTIN BUBER übersetzt die «gentes» der Bibel mit «Weltstämme», also andersgläubige Angehörige der Familie Mensch.

KATHARINA verspricht den Einwanderern neben bedeutenden materiellen Leistungen Steuerfreiheit für dreißig Jahre und Selbstverwaltung. ALEXAN-

DER I verspricht ihnen Selbstverwaltung, religiöse Toleranz, Freiheit vom Militärdienst: Schwaben sind die Pioniere der Militärdienstverweigerung. Und Schwaben werden Generale, so im ersten und zweiten Weltkrieg – wie SPEIDEL.

Es ist genau hier die Zeit, dies zeitlich zusammenzusehen: den gewaltigen geistigen Aufbruch im 18. Jahrhundert, der von den schwäbischen Vätern um BENGEL und ÖTINGER zu HOLDERLIN, HEGEL, SCHELLING führt – um nur drei prometheische Spitzenreiter einer großen Bewegung namhaft zu machen – und den Aufbruch in der Volksbewegung, der die Auswanderungswellen trägt: so auch noch die letzte große russische Wanderung unter NIKOLAUS I und ALEXANDER II 1830 bis 1870, mit der Besiedlung von Wolhynien.

Oben, in der Hoch-Bildung der Theologen, der Stiftler, der Söhne von bürgerlichen Pfarrern, der Söhne eines mittleren und gehobenen Bürgertums, eines ehrgeizigen Kleinbürgertums, das den Besitz der alten Heilssprachen Hebräisch, Griechisch und Latein als Entreebillet (ich benütze hier HEINRICH HEINES Wort über die Taufe als Entreebillet in die bessere Gesellschaft) ersieht, als ihre Legitimation, um Person, angesehene Persönlichkeit, Mann von Stand und Namen zu werden, spielt sich derselbe Prozeß des Aufbruchs auf den höchsten Höhen ab in einem Geistes-Himmel, den Schwaben, vorzüglich Schwaben schaffen, und dergestalt das Volk der Dichter und Denker in einem Deutschland-Erwache dem staunenden Europa des 19. Jahrhunderts präsentieren.

Unten, tief unten, im Volk, bei den Mühseligen und Beladenen, bei den armen Teufeln, bei den landarmen, landlosen Bauern, bei dem Gesinde, das nicht am Tisch des Herrn – des Herrn am Hof, der Herrschaft in der Stadt, am Tisch des Herrn der Hochkirche – geladen, als Bruder, als ebenbürtig geladen, teilnehmen kann, spielt sich dieser Prozeß so ab: das Heilige REICH des Heiligen Geistes der Freiheit, das HOLDERLIN in seinem Hellas, das HEGEL als Selbstvollendung der Menschheit im Selbstverständnis des zur Vollmacht seiner Vernunft gereiften deutschen evangelischen Mannes ersieht, das SCHELLING in einem kosmischen Prozeß erlebt, der im Letzten ganz rätselhaft, ganz unheimlich ist, dieses Heilige Reich wird hier, unten, erdnah, bodennah, todnah so ersehen: diese Welt ist, wie sie da ist, des Teufels. Das große Gericht steht in der Tür: wie im 16. Jahrhundert wird die Apokalypse des JOHANNES, dieses größten Unbekannten der Frühzeit des Christentums, handfest, hautnah und brennscharf auf die Gegenwart bezogen. Da hurt die Kirche, die lutherische Kirche mit der Hure Vernunft (wie be-

reits LUTHER sie angesprochen hatte). Diese Kirche des Landesherrn und seiner Pfarrer, seiner Pastoren, ist jetzt die babylonische Hure, wie sie für die Vorväter dieser Frauen und Männer des Volkes die Rom-Kirche gewesen war. Der Antichrist steht in der Tür: das Elend der napoleonischen Kriege, zuletzt die Hungerkatastrophe des Jahres 1816, sprechen oft dies aus: diese verrottete Welt ist an ihrem Ende angelangt.

Also tut Exodus not: Exodus des ABRAHAM, Exóodus des MOSES, Exodus aus diesem «korrupten Westen» (die russische Kirche hat ihrerseits seit dem 16. Jahrhundert eine eigene Ideologie des verdorbenen Westens entwickelt).

Exodus nach Rußland, nach Georgien, durch die Kaukasischen Berge: Auszug in «Harmonien»: so nennen sich selbst religiöse Auszugsgemeinden; sie verstehen sich als Heilsgemeinden, als Heilskollektive, die Zellen des Neuen Reich GOTTES auf Erden bilden: in neuem Land. Unter dem Schutz des Heilfürsten des Zaren ALEXANDER I, der die Rolle des CYRUS für die Juden, der die Funktion des Dritten FRIEDRICH, des Dritten schwäbischen Friedenskaisers, übernimmt – in der Schau dieser Ergriffenen. Der Adler des JOHANNES, des Sehers auf Patmos: er breitet schirmend seine Flügel aus, präsent durch den Adler des Zaren, der seinerseits selbst ein später Sohn des persischen Adlers, des römischen Adlers, des Adlers des oströmischen Kaiserreiches ist.

Die Schwaikheimer Harmonie gelangt bereits 1817 nach Georgien, ihnen folgen zehn Harmonien. Die russische Regierung bemüht sich, möglichst viele im europäischen Rußland zu behalten: so in der Ukraine die Separatisten aus den Tälern der Rems und der Murr, die 1819 zu Fuß über Warschau Rußland erreichten. Namen ihrer Siedlungen sprechen eine beredte Sprache: «Neu-Hoffnung», Neu-Hoffnungstal, Rosenfeld. Ein «Neurußland» wird geschaffen, das im Gouvernement Cherson und Jekaterinoslaw, in Bessarabien, in Taurien, im alten Gotenraum um die Krim Lebenszentren bildet. Sehen wir diese endzeitlich bewegte schwäbische Völkerwanderung kurz zusammen: schon der Magister JOHANN JAKOB ZIMMERMANN aus Bietigheim, der 1694 auf der Amerikareise stirbt, ist von endzeitlicher Angst und Hoffnung bewegt – wie bereits COLUMBUS selbst und bedeutende Köpfe um ihn.

Bei der ersten großen Volkswanderung von 1709 sind diese Motive nicht zu übersehen. Bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird ein endzeitlicher Palästina-Plan entworfen: man will, wenn der Herr wiederkommt, ihm möglichst nahe sein, in Gottes allerersten, allereigenstem Land. Die Templar im 20. Jahrhundert, bis in die Tage HITLERS hinein, diese

schwäbischen Siedler in Palästina, sind zusammenzusehen mit den Gründervätern, die in Amerika, in GOds own country, religiöse Kommunen gründen im 19. und im frühen 20. Jahrhundert. Im dunkeln Frühlicht, im Beginn des Jahrhunderts der Barbarei, also unseres 20. Jahrhunderts, ziehen württembergische Familien in den Kaukasus, als dem von HESEKIEL eingewiesenen Zufluchtsort vor der bevorstehenden Heimsuchung der Welt durch den Antichrist.

Nach zwei Weltkriegen, heute, also in einem Weltbürgerkrieg, in dem täglich rund zwei Milliarden D-Mark für Rüstung aufgewendet werden, wird man die große Angst dieser zutiefst beunruhigten Schwaben nicht mehr belachenswert, nicht mehr verspottenswert finden. Eine andere Frage, heute, ist angesichts dieser großen Schwabenzüge diese: wo ist heute die große Hoffnung, die diese Menschen beseelte, einfach Kinder des Volkes, die einfache spürten: der Boden bebte unter ihren Füßen.

Die große Hoffnung: sie ist zunächst verbunden mit großer Schwabennot: wir wissen nicht, wie viele da zugrunde gingen und wie sie zugrunde gingen in den Weiten Rußlands zunächst im 18. und 19. Jahrhundert, und an vielen Orten auf dieser Erde, auf denen Schwaben dies wollten: ihr Häusle bauen und, auf Gott vertrauend, ihm entgegenkommend, sein Reich bestellen, auf dieser Erde: als ein Reich des Menschen, guter Menschlichkeit.

Von Schwabennot in Europa, mitten in unserem mittleren Europa kündigt das Leben schwäbischer Vaganten, die sich nirgends halten konnten, weil sie Das Reich Gottes suchten, und heimatlos wurden, weil sie Heimat schaffen wollten: für Menschen, für menschlichere Menschen.

Viele sind so verdorben, gestorben, gerieten unter die Räder, wurden auch ans Rad geflochten, wurden verbrannt, wurden ausgetrieben, oder hausten sich ein in elenden Stuben, fast unter der Erde, bis sie wieder entdeckt und wieder ausgetrieben wurden. Für die Schwaben dieses europäischen geistigen und religiösen Untergrundes berufe ich hier nur drei große Zeugen: von vielen anderen wissen wir fast nichts, hier und dort schmale Hinweise, hier und dort ein Name. Die drei aber haben große Namen: SEBASTIAN FRANCK, PARACELUS und JOHANNES KEPLER. 1542 stirbt FRANCK, ein Jahr zuvor PARACELUS, ein Jahr nach ihm KOPERNIKUS. – Schon DILTHEY erkannte: *In hundert Rinnsalen fließen die Ideen Francks der modernen Zeit entgegen.* SEBASTIAN FRANCK, geboren 1499 in Donauwörth, *ein echter Donauschwabe*, wie HEINZ OTTO BURGER bemerkt, wird lutherischer Landpfarrer, später Seifensieder und ein einsamer Gottsucher. FRANCK wächst aus

der Schar der «Grüblinsleut», der einsamen Gottsucher im östlichen Schwaben heraus, seine Geisteswelt zeigt, wie er in der lebendigen Kontinuität steht, die von den Frauen und Männern im Ries in der Zeit ALBERT DES GROSSEN heraufführt zu den großen Etablierten der HEGEL-Zeit.

FRANCK lehrt: die Geschichte wird bisher immer von den Siegern geschrieben, obwohl sie von den Besiegten gemacht wird. FRANCK verkündet die große frohe Botschaft der großen Schwaben im Reich des Heiligen Geistes: Gott ist bei allen, er ist jedem jedes, ist in jedem echten Gegensatz. FRANCK verkörpert jenes «schwäbische Und», das später dem HEGEL so viel verdacht wurde, dieses Zusammendenken härtester Gegensätze. HEGEL, der zeitlebens nicht vergißt, daß er von Kärntner Protestanten abstammt, die um ihres Glaubens willen ihre Heimat verlassen hatten.

FRANCK denkt und lebt eine Dialektik als die Wissenschaft, den Frieden zu denken (heute wird die Dialektik weithin als eine Methode praktiziert, um Unfrieden zu denken und zu schaffen). FRANCK: sie soll das Gift des Eigenwillens, der falschen Selbstbehauptung in allen christlichen Konfessionen aufdecken und dann ausscheiden. «Der vierte Glaube», die offene Kirche der Zukunft ist nur im Herzen, im Geist, im inwendigen Menschen zu bauen.

Wer solches zu denken und zu leben wagte, durfte damals – und später – nicht hoffen, sein Häusle zu finden, hier und andernorts. Das erlebt mit FRANCK PARACELUS, ein Mann, geboren in Einsiedeln, aus dem alten schwäbischen Geschlecht der Bombaste, das in Hohenheim bei Stuttgart seine Stammburg hatte.

Das Schicksal des PARACELUS, der umhergetrieben in ganz Mitteleuropa nirgends ein Asyl finden kann, zeigt, wie das deutsche Gelehrtenproletariat organisch entsteht aus dem Milieu dieser Nonkonformisten. PARACELUS, dessen Wege sich mehrfach mit FRANCK kreuzten, findet Gesprächsgemeinden nicht an den Universitäten, deren Theologen, Ärzte, Aristoteliker, Professoren und Studenten ihn verlächen; ihn mit Spott und Haß austreiben, sondern eben bei den «kleinen Leuten» des Niedervolkes und in den Gemeinden der Ergriffenen, die als «Schwärmer» und «Täufer» bis in den Tod verfolgt werden. Gegen Rom, Wittenberg, Genf beschwört PARACELUS *das apostolisch Herz*: eine menschliche Existenz, ganz offen, bereit, für eine Ordnung der Gerechtigkeit und Güte zu streiten – auf Erden. PARACELUS bekennt sich zu einer radikalen Friedensidee, er ist einer der ersten grundsätzlichen Gegner der Todesstrafe, er verwirft jeden Krieg. Der Mensch ist nicht berufen, den Menschen zu töten,

sondern ihm, diesem armen Wesen, zu helfen. PARACELTUS, dieser «Luther der Ärzte», wie ihn GOLDAMMER genannt hat, lehrt: der Mensch muß der Natur vertrauen: diese ist furchtbar und heilend zugleich: es ist in ihr *ie ein ding wider das ander, ein kraut wider das ander, ein wurz wider die ander; ohne Gift und Grimm kein Leben, gerade das Strengste und Grimme ist die einige Ursache aller Beweglichkeit und des Lebens.*

PARACELTUS: der Mensch ist nicht harmlos, er ist voll Harm, voll Leid, voll Krankheit, voll Unfrieden. Dem armen Manne Mensch kann aber geholfen werden: durch heilsame Arbeit, wobei die wahre Arzneikunst und eine wahre menschenfreundliche Politik (PARACELTUS fordert eine Sozialgesetzgebung mit Dienstverpflichtungen im Bunde mit einer mobilisierten Bruderliebe) zu seinem Wohle zusammenarbeiten müssen.

Der dritte heimatlose Schwabe ist in diesem Bunde, der keinen Namen hat – ein schwäbischer Bund mitten durch die Jahrhunderte hindurch – der JOHANNES KEPLER. Geboren 1571 in der Reichsstadt Weil, von einfacher Herkunft, kommt er 1589 ans Tübinger Stift, wird hier mit der Lehre des KOPERNIKUS bekannt. Stationen, Leidensstationen seines Lebens sind Graz, wo er im Zuge der Protestantenverfolgungen ausgetrieben wird, er kommt nach Prag, wird Hofastronom des Kaisers RUDOLF II, nach dessen Tode Professor in Linz, kämpft den schweren Kampf für seine der Hexerei bezichtigte Mutter in seiner schwäbischen Heimat, geht dann zu WALLENSTEIN, diesem windigen Genie des Großen Krieges, der als einer der ersten den Großen Krieg als das größte Geschäft betreibt. KEPLER wird mit Worten abgespeist, stirbt 1630 in Regensburg. KEPLERS Astronomie, Mathematik und Kosmologie sind nicht zu verstehen ohne sein Leitmotiv, das gleichzeitig das Leid-Motiv seines Lebens ist: das Weltall ist eine große Harmonie, von Gott und in Gott gegründet. Der Mensch hat die heilige Aufgabe, diesen Gesetzen und den Gedanken Gottes vor der Erschaffung der Welt und in der Erschaffung der Welt nachzusinnen. – Das ist hegelisch, zweihundert Jahre vor HEGEL. Ganz KEPLER, keplerisch ist dies: sein betrübtes Nachsinnen darüber: wie kommt das zusammen, die große Harmonie des Kosmos, der Gotteswelt, und die grausame Disharmonie der Menschenwelt?

Die drei Stiftschüler, die da aufbrechen aus dem Tübinger Stift, dieser Brunnenstube des schwäbischen Weltreiches, zu ihrer Lebensreise durch die langen Tage und Nächte ihres Lebens, geben sich die Hand und geloben sich, ihrem Bunde nie untreu zu werden, und nie ihr Ziel zu verraten.

Drei Unruhige, drei Ergriffene, drei Getriebene, drei Schwaben, im inneren Aufbruch, drei Schwaben im äußeren Aufbruch. Es ist üblich, diese Unruhe, diesen Aufbruch, nur in HÖLDERLIN und nur im jungen HEGEL, im jungen SCHELLING zu ersehen. Weil der alte etablierte HEGEL sich in Berlin recht bekömmlich eingehaust hat, weil er das Bier liebt, aber auch den guten Wein, weil er ins Theater geht und mit dem preußischen König nicht in Unfrieden leben will, hat man ihn als Spießler ersehen, ja als Verräter an der Sache der Jugend: die damals unruhig ist, und rebellisch, in allen deutschen Landen: damals und wieder in den Jahren nach den sogenannten Freiheitskriegen, in den Jahren nach 1815, zunächst auf 1830 zu. Den gescheitesten und heftigsten Angriff auf den altgewordenen etablierten HEGEL hat sein Kollege SCHLEIERMACHER geführt. Wir wissen heute, daß HEGEL die große Unruhe nicht verlassen hat, und daß er die Jugend nicht verraten hatte.

HEGEL interveniert für den verhafteten Burschenschaftler GUSTAV AVENARIUS, stellt 500 Taler Kautiön für seine Entlassung aus dem Arrest. Es gelingt ihm, den ärgsten Feind dieser zornigen jungen Männer, den Herrn VON KAMPTZ, gleichsam zum Rechtsanwält zu machen: für ASVERUS. HEGEL setzt sich für viele verfolgte Studenten ein, so für KARL ULRICH, so für FRIEDRICH WILHELM CAROVÈ, der eine ist Protestant, der andere ist Katholik.

CAROVÈ war mit den Behörden in Schwierigkeiten geraten durch seine Schrift «Über die Ermordung Kotzebues» durch den Studenten SAND: das ist der erste politische Mord in Deutschland; SAND stammt aus dieser hochbegabten zerrissenen, nicht selten zermalmten Jugend: viele schwäbische junge und auch ältere Menschen wandern später aus, um 1830, vor allem nach 1848, um 1850: sie werden ein Salz in Amerika, im Aufbau der Vereinigten Staaten von Amerika.

HEGEL vergißt nie sein Bekenntnis: *Ich, der ich so viele Jahre auf dem freien Felsen bei dem Adler nistete und reine Gebirgsluft zu atmen gewohnt war, sollte jetzt lernen, von den Leichnamen verstorbener oder (der modernen) togeborenen Gedanken zu zehren und in der Bleiluft des leeren Geschwätzes zu vegetieren . . .*

In den großen, ja riesenhaften, weit aufgerissenen Augen des alten Schwaben in Berlin, HEGEL, ist eine große Trauer. Da kommt ein junger enthusiastischer Student zu ihm, er heißt HEINRICH HEINE, und erhofft sich vom großen Altmeister eine Bestätigung seines Glaubens. HEINE also wörtlich: «. . . ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: «Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel.» «Um Gottes willen»,

rief ich, «es gibt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen?» Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: «Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?»

HEGEL, HÖLDERLIN, SCHELLING: ja, sie alle drei glauben an eine Große Harmonie, an einen Großen Frieden, im Kosmos – aber die Wege dahin sind für den Menschen entsetzlich weit, oft entsetzlich schwer zu gehen.

Ein Schwabenleben anderer Art, ein Schwabenzug mitten in Europa, wird uns von THEODOR HEUSS präsentiert, in seinem Essay über den Grafen REINHARD, den Zeitgenossen der eben genannten drei großen Schwaben.

KARL FRIEDRICH REINHARD wurde 1761 in Schorn-dorf geboren, trat, ergriffen wie HÖLDERLIN, HEGEL, SCHELLING, durch das Frühlicht der Französischen Revolution, 1791 in die französische Diplomatie; er war Girondist, wird kurz 1799 Außenminister der französischen Republik, dann Gesandter in der Schweiz, in Hamburg, Resident in Jassy und 1803 bis 1813 Gesandter NAPOLEONS in Kassel. 1816 bis 1829 wirkt er als Gesandter beim Bundestag in Frankfurt. Die Bourbonen machen den Revolutionär aus Schwaben zum Grafen, der Orleans erhebt ihn zum Pair von Frankreich. Der alte Stiftschüler REINHARD betreut als Verwalter in den letzten Lebensjahren die Pariser Hugenottengemeinde.

Der Schwabe REINHARD findet auf den langen Fahrten seines Lebens eine Heimat: bei GOETHE, in GOETHE. Über einhundertfünfzig Briefe bezeugen die Zuneigung GOETHES zu diesem unruhigen Schwaben, den in seinem Nachruf in der Pairskammer in Paris TALLEYRAND als das «Geschenk Tübingens an Frankreich» rühmt.

Der Graf REINHARD hatte als evangelischer Pfarrvikar begonnen, der in der kleinen Amtsstadt Balingen vor schwäbischen Ackerbürgern predigte, sehr schüchtern, recht unbeholfen: er bleibt schüchtern und etwas unbeholfen zeitlebens und hat doch mehr getan als viele Große: er warb um Vergleich, um Ausgleich der Gegensätze, um Recht, um Vertrag, um ein Auskommen, ein friedliches Auskommen, hier in Europa.

Friedsam und sehr erfolgreich verlaufen die Schwabenfahrten vieler Schwaben in Europa: auch hier folgten nicht wenige dem alten Donauweg, nicht wenige bleiben in Wien hängen. Für diese Schwaben mögen hier wenigstens zwei genannt werden: FERDINAND VON HOCHSTETTER, der Geologe, 1829 in Esslingen geboren, 1884 in Wien gestorben, wo er

Professor der Mineralogie und Geologie geworden war. Friedsame, gelehrte Weltfahrt dieses Schwaben: er nimmt an der Novara-Expedition teil, erwirbt sich um die Erforschung Neu-Seelands große Verdienste.

1866 wird Österreich zum Ausscheiden aus dem Deutschen Bund gezwungen: nach der Katastrophe in der Schlacht von Königgrätz. 1861 erscheint das Buch HOCHSTETTERS über «Madeira». 1922 stirbt auf Madeira der letzte Kaiser aus einem Geschlecht, das in vielen Jahrhunderten mit Schwaben, mit schwäbischen Landen, mit schwäbischen Menschen verbunden war: KARL I, aus dem Hause Habsburg-Lothringen.

Friedsame Schwabenfahrt nach Wien, ins kaiserliche Wien des 19. Jahrhunderts: der 1830 in Ulm geborene und 1906 in Wien gestorbene LUDWIG SPEIDEL, der Schöpfer des Wiener Feuilletons, der Musikkritiker, der gute kritische Freund von Dichtern, Künstlern, Musikern und Schauspielern, ist ein Abgesang: die große Schwabenfahrt ins Reich des Heiligen Geistes, die große Schwabenfahrt in Europa und weit über Europa hinaus, bezahlt, in Blut und Tränen bezahlt mit dem Leben der Kinder, der Frauen, der Männer, verwandelt sich hier in der Hochzeit des gebildeten europäischen Publikums in eine freundliche Ausfahrt mit Freunden in das Reich der schönen Künste.

Dieser fromme Wunsch nun, hier, heute: Schwaben in Schwaben, Schwaben in Deutschland, Schwaben in Europa, Schwaben aus Europa: möge in der Ausfahrt, in den Ausgang dieses zwanzigsten Jahrhunderts, durch seine Stromschnellen hindurch, die gefährlicher sind als alles, was Neckar und Donau den Fahrenden an Widernissen bereiten mochten, diese starke Spannung erhalten bleiben: Die Spannung zwischen dem Schwaben auf der Erde, und dem Schwaben in der Seele. Die Spannung zwischen der Arbeit hier, heute, und der Arbeit für den Großen Morgen: Aurora, Frühlicht, Frührot liegt ja über dem Land des Menschen: es kann Tod, es kann Leben bringen.

Ein letztes Wort also dem großen Schwaben: *Denn viel der Stürme harren des Jünglings noch, / Der falschen Gruben viele des Wanderers; / Sie alle wird dein Sohn besiegen, / So du mit stützendem Arm ihn leitest.*

Zukunft, offene Zukunft also durch Versöhnung der Generationen. So beschwört sie hier der junge HÖLDERLIN, im Gedicht: «Die Weisheit des Traurers». Der Traurer: HÖLDERLIN weiß: ohne die Fähigkeit des Trauerns, des Mit-Leidens ist ein gutes Denken, ist die Gabe des Festes nicht zu gewinnen. Auch dies ist eine schwäbische Frohe Botschaft.

Geschichte als Wert an sich? Denkmalpflege und Geschichtsbewußtsein*

Otto Borst

Daß nicht nur Parteien und Politikerprofile, sondern auch Wörter in den großen Abnutzungswolf geraten, wissen wir längst, auch die Wörter «Denkmalpflege» und «Altstadtsanierung» und «Reaktivierung» und so fort sind durch diesen Wolf gedreht worden – wir können es nicht mehr hören. Ernsthafte Beobachter, ihre Zahl ist im Steigen begriffen, geben bereits zu bedenken, ob nicht das hoffnungsvolle Beginnen des Denkmalschutzjahres 1975 dabei sei, ins Gegenteil und in einen Totalausverkauf umzuschlagen, wobei sie sicherlich am meisten durch die Hochkonjunktur der Wörter und Beteuerungen und Projekte zu dieser Resignation verleitet worden sind: sie wittern hinter den Deklarationen der Bürgerinitiativen, hinter den Sanierungsausschreibungen mit Wettbewerb, hinter den Bundes- und Landeserklärungen, daß in der Kommunal- und Regionalpolitik der nächsten Jahre das Bewahren vor dem Weiterbauen stehe, hinter allen Seminaren und Preisverleihungen und Traktätchen – sie wittern hinter dieser Konjunktur nur Rhetorik, die den Dingen viel mehr Schaden zufügt, weil sie sie zerredet und sie gewissermaßen abhakt: die Jahrhundertaufgabe ist erledigt, es kann zur Tagesordnung übergegangen werden.

Natürlich ist sie nicht erledigt. Ganz im Gegenteil: wir haben sie, meine ich, in ihrer Tragweite, aber auch in ihren Konsequenzen noch kaum erkannt. Zur Erläuterung dieser These darf zunächst einmal darauf hingewiesen werden, daß es Denkmalpflege «an sich» nicht gibt. Gut, man hat da und dort das Fachwerk wieder herausgeholt und die Fassade auf Hochglanz poliert, ja man hat da und dort die Renaissance-Fassade stehen lassen, und das, was der Bulldozer dahinter zu Kleinholz und Steinhäufen gemacht hat, mit einem Super-Warenhaus wieder aufgefüllt – aber stehen geblieben ist eben nur die Fassade. Nur das Kleid, nur das Äußere. Denkmalpflege ist nicht nur Sache der Optik des Experten-Architekten, des Farb-Fachmanns und so fort, sondern betrifft unser Leben im ganzen und umschließt das Gestern so gut wie das Heute und Morgen. Was diesen Ablauf von Zeit – und von Lebensmöglichkeiten und Lebenschancen – zu fassen vermag, nennen wir Geschichte: Denkmalpflege ohne Geschichte ist ein Unding, bestenfalls Architekten-spielerei oder kommunales Planspiel. Geschichte

aber ist, ich darf das überspitzt einmal so sagen, Geschichte ist Gegenwart.

Das muß erläutert werden. Immer dann, wenn nach dem Sinn von Forschungsgeldern und Museumshaushalten, von Geschichtsbüchern und Geschichtsunterricht gefragt wird, ist von «Geschichtsbewußtsein» die Rede. Es gibt offenbar kein anderes Wort dafür, die Regierungsräte in den Kultusministerien, die Herren Festredner inmitten der gewaltig dahinrollenden Jubiläums-Lawine, die Verfasser einschlägiger Traktate, die Lehrer, die Politiker, die Vereinsvorstände, die Mediengewaltigen: sie alle reden von Geschichtsbewußtsein, wenn es ernst wird. Nun haben wir augenblicklich einen ganzen Korb voll verschiedener Arten des Bewußtseins, in den täglich immer wieder ein neues Bewußtsein gelegt wird: es gibt ein Modebewußtsein und ein Verkehrsbewußtsein und ein Kalorienbewußtsein, aus dem jetzt wohl ein Joule-Bewußtsein geworden ist, und vor zwei Jahren, als es wie in manchen Sommern weniger regnen wollte, hat auch einer an unser Wasserbewußtsein appelliert: warum sollten wir kein Geschichtsbewußtsein haben?

Man meint, mit diesen und allen anderen Arten von Bewußtsein, vereinfacht gesagt, immer ein Dran-Denken: ich bin mir der Regeln und Gefahren des Straßenverkehrs bewußt, ich bin mir der Funktion der richtigen und der Gefahr der falschen Ernährung bewußt, ich weiß, welchen Eigenheiten und Gesetzmäßigkeiten «Mode» unterworfen ist, ich denke daran, daß unserem Wasserhaushalt Grenzen gesetzt sind. Im Fall der Geschichte klappt das nicht so ganz. Gut, es gibt ein Dran-Denken an Geschichte und natürlich ein Wissen von Geschichte. Aber das ist nicht alles. Geschichte ist kein Wert an sich wie unser Öko-System und unser Verkehrsregelungsnetz und so weiter, deren Zeiger, sind sie einmal gestört, in höchster Erregung auf Alarm ausschlagen. Geschichte existiert nur in unserer Imagination, sie wird erst in uns lebendig; und die Ironie unserer Tage scheint darin zu liegen, daß uns das Überangebot an «Geschichte», an optischen und verbalen Offerthen von Vergangenheit nahezu immun gemacht hat gegen die Möglichkeit, von Geschichte stutzig und betroffen gemacht zu werden. Die Symphonien MOZARTs können wir heute an jeder Ecke in Kassetten haben, makellos und sozusagen aseptisch aufgeführt, im Autoradio wechselt Barockes und Klassisches und Romantisches bis nach Mitternacht, GREGOROVIVUS und HUIZINGA und JACOB BURCKHARDT an

* Text eines Vortrags, der im Süddeutschen Rundfunk Stuttgart gehalten wurde.

jedem Kiosk, nebenan Pommes frites mit Ketchup, kleine Jugendstilbändchen mit glänzend klischierten Abbildungen, Stauferkunst in jeder Preislage, «Rom zur Zeit der Cäsaren», «Bevor Hitler an die Macht kam», «Illustrierte Weltgeschichte» – Bände und Bände in jeder Menge, und abends holt uns noch ein Fernsehfilm den ALTEN FRITZ und den Reichspropagandaminister GOEBBELS persönlich ins Haus – die Geschichtsindustrie ist längst eine der attraktivsten Seiten der Bewußtseinsindustrie geworden. Wir täten gut daran, diesen Zusammenhang einmal zu überprüfen, wenn wir die Rekordbesuche von Geschichtsausstellungen zählen; und unsere Geschichtslehrer sollten endlich einmal überlegen, wie sie die jungen Geschichtskonsumenten, denen BACH und «Play-Bach» eine Art Zimmereinrichtung geworden sind: wie sie diese jungen Dauer-Konsumenten von «Geschichte» noch betroffen machen. Vorbei, daß man einen Kupferstich, einen alten, daheim hütet wie einen Schatz. Den kann man doch längst in Kopie haben. Seit man den Piz Palü für zwei Mark im Kino sehen kann, GOTTFRIED BENN hat sehr Recht gehabt mit dieser Bemerkung, stehe die Dichtung vor anderen Aufgaben. Auch die Geschichtsunterweisung steht so, oder richtiger: müßte so stehen. In der allgemeinen Geschichtsbespielung ist jedoch völlig untergegangen, daß man noch 1922 die Weltnachrichten bestenfalls aus der Zeitung bezogen hat, daß man noch 1930, 1940 und noch später zehn, zwanzig Kilometer, wenn es sein mußte, täglich zu Fuß gegangen ist, daß man, in schwäbischer Version, zu Hause seine diversen «Pfannen» oder «Kacheln» hatte, sein Herdfeuer, seine Strümpfe, die man «wiefelte», bis es nimmer ging – wer von uns ermißt das noch, wie sehr das anders war, gestern und vorgestern, wer – macht noch ernst mit der Geschichte?

Ein zweites hängt damit zusammen, die Tatsache, daß Geschichte kein «Sein» ist, sondern ein «Werden». Des «Seins», des Sachverhalts kann ich mir bewußt sein, an den kann ich denken, täglich, stündlich; das Werden muß ich sehen lernen und begreifen lernen und – hinter mich bringen. Man kann vielleicht Geschichte mit sich herumtragen, wie einer das Grundgesetz mit sich herumträgt. Aber das ist nicht der Sinn der Sache. Geschichte kann ein ästhetisches Vergnügen sein, Anlaß zum Sammeln und Ordnen und Kartographieren. Aber das ist ihre nachgeordnete, zu Zeiten stärkere, zu Zeiten schwächere Rolle – die Nostalgie unserer Tage gehört in dieses Kapitel. Die eigentliche und unersetzliche Rolle von Geschichte liegt darin, daß sie uns den Boden, auf dem wir stehen, erhellt, daß sie uns sagt, wo wir herkommen, und damit auch,

wer wir sind: das haben wir zu erkennen, und indem wir es erkennen, ähnlich der psychoanalytischen Vergangenheitsaufhellung, bringen wir es hinter uns und wachsen über das, was Vergangenheit war, hinaus.

Es muß ganz deutlich gesagt werden: der Sinn des Umgangs mit Geschichte kann nicht darin liegen, Last anzuhäufen und sich mit den Nippessachen von Gestern zu behängen, sondern – in Auseinandersetzung mit Geschichte – Vergangenheit loszuwerden. Nicht ein Bewußtsein ist das, sondern ein Bewußtwerden, ein Prozeß, ein eigener Entwicklungs- und Reifungsprozeß, durch den wir hindurch müssen. Die Dinge der Vergangenheit bewältigen heißt: sie in die eigene Gewalt bekommen, und das bedeutet auch: sie verarbeitet zu haben, sie abstoßen zu dürfen, sie, haben wir das alles geistig und seelisch verarbeitet, auch vergessen zu dürfen. Ich sage das ohne irgendwelchen aktuell-politischen Seitenblick: Geschichte darf, muß man vergessen dürfen. Dann nämlich, wenn man, um ein Wort MITSCHERLICHs zu variieren, wieder fähig geworden ist, zu trauern, wenn das eine und andere Organ, in dumpfer Zeitlosigkeit verstummt, wieder zu reden begonnen hat. Wenn wir befreit sind von Geschichte und uns wieder dem Tag, der Wirklichkeit widmen dürfen. Geschichte ist kein Wert an sich, und schon gar nicht die Tyrannin, die sich wie die hundertköpfige Hydra der Gegenwart bemächtigt, vielmehr eine der Möglichkeiten – es gibt noch andere –, statt irgendwelcher Utopien sich der Wirklichkeit zu nähern. Geschichte ist, wie sich der alte GOETHE einmal notiert hat, *eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.*

Wer das so akzeptiert, wird die Denkmalpflege unserer Tage weder als spätromantische Nostalgie noch als die Alibi-Reaktion eines umweltverschmutzenden schlechten Gewissens praktizieren wollen. Städtische und dörfliche Denkmalpflege, einerlei ob an Ensembles geübt oder an bildbestimmenden Einzelobjekten, ist Teil eines Geschichtsprozesses, der natürlicherweise ausmündet in unserer Gegenwart: nicht das Gestern ist die Dominante, sondern unsere Gegenwart. Man mag Gefallen am köstlichen Gewinkel Rothenburgs und der vielen Klein-Rothenburgs überall finden: es ist sehr die Frage, inwieweit sich dieses Vergnügen wesentlich abhebt von der Flucht nach rückwärts, die zumindest für die vordergründigste Nostalgie charakteristisch ist. Nichts gegen Flohmarkt und die Lust an der kupfernen «Bettfläsch», die unsere Großmutter auf die Bühne gebracht hat in der rührenden Meinung, die Zukunft habe schon begonnen: das alles sind sicherlich die unschuldigsten Freizeitaktio-

nen unserer Tage. Aber sie sind eben Rückzugsgefechte und wohl auch Zeichen einer Isolierung, die das Leben im Ganzen und auf Dauer schlecht trägt.

Wenn wir erkannt haben, daß Geschichte, um das griechische Nostalgie deutsch zu geben, nicht Wehmut, nicht Heimweh haben will, sondern Auseinandersetzung verlangt, dann werden wir, um bei der städtischen Denkmalpflege zu bleiben, sehr zu überlegen haben, ob es das überhaupt noch gibt: die historische Stadt. Geographen und auch Historiker beruhigen uns mit dem Hinweis, schließlich komme man auch heute wieder im Zweifelsfall auf die Form und das Vorbild der «historischen Stadt» zurück. Es gebe keine Alternative. Wer genauer zusieht, erkennt sehr deutlich, daß von der historischen Stadt keine Rede mehr sein kann. Es gab sie einmal, als die Stadt des Mittelalters, geprägt durch ihr rechtliches Sonderdasein, durch ihre Rolle als Großburg, durch die in ihren Mauern praktizierte größere Arbeitsteiligkeit. Unnötig zu sagen, daß von allen drei Funktionen heute keine einzige mehr sichtbar ist. Seit 1935 ist zwischen «Stadt» und «Gemeinde» kein rechtlicher Unterschied mehr, und in der Bundesrepublik ist nach 1945 daran nichts geändert worden. Ist die Stadt heute mehr als eine Agglomeration von Häusern, von Funktionsträgern für unsere wirtschaftsorganisatorischen, technologischen, administrativen, sozialen Aufgaben: wo sind die spezifisch «städtischen» Funktionen neben denen der «Region», der «Landschaft» noch erkennbar? Und wo beginnt jene Entwicklung sichtbar zu werden, der wir uns gar nicht entziehen können, wollen wir nicht öffentliches Leben künstlich kaschieren, zugunsten einer «historischen Stadt», die schon dem Wort nach ein Widerspruch in sich selbst ist? Rothenburgs Pflastergassen sind ein originelles Beispiel, ohne Zweifel. Aber keines, das jetzt zu Ausgang unseres Jahrhunderts noch übertragbar wäre. Man kann einen übriggelassenen, einen musealen Rest Mittelalter nicht zum Vorbild machen.

Oder sind unsere Altstädte, dies die Argumentation vieler Denkmalpfleger selbst und so auch formuliert in vielen unserer Länder-Denkmalgesetze: sind unsere Altstädte nur deshalb zu erhalten, so, wie sie jetzt am Stichtag Null aussehen und nunmehr für alle Zeiten, weil sie als historisches Anschauungs- und Argumentationsmaterial dienen können? JOHANN GUSTAV DROYSEN, der Verfasser einer noch heute klassischen, unüberholten Historik, dem gewiß niemand historische Barbarei oder auch nur kulturelles Banausentum wird vorwerfen wollen, hat in dieser «Historik» einmal gesagt: *Auch Verfassungen, Glaubensmeinungen, die Formen und Schöpfungen*

des Gemeindelebens, die Baulichkeiten der Städte usw. sind historisches Material, aber ihr Zweck war nicht und ist nicht, unverändert zu bleiben. Und er fährt dann fort: Sie leben sich mit den Generationen weiter, nach dem Bedürfnis jeder Gegenwart werden sie sich stetig in unmerklichen Schritten, wie man wohl gesagt hat: organisch umbilden; ihr Lebensprozeß geht ununterbrochen weiter; ob sie wachsen oder in sich verkommen. Es gibt keine bestimmte Persönlichkeit, an die sie geknüpft bleiben könnten, keinen bestimmten Zeitpunkt, in dem sie normativ und für ihre ferne Dauer festgestellt wären.

Damit ist – um nicht mißverstanden zu werden – nicht die Parole «Frei zum Abbruch» gegeben! Es sind nur zwei Dinge deutlich herausgestellt. Erstens: nicht die Geschichte ist die Norm, sondern die Gegenwart. Auch der Historismus des 19. Jahrhunderts war nur ein Durchgangsstadium; töricht, sich ihn noch heute zum Maßstab nehmen zu wollen. Nichts verrät stärker unser gebrochenes Verhältnis zur Geschichte als die hier und da verwirklichten Versuche, historische Bausubstanz nachzubilden: als ob da «Wirklichkeit» eingebracht wäre? Man wird in wenigen Jahren über diese POTEKINSCHEN Dörfer der Geschichte genau so lächeln wie über die zinnengekrönten Eisenfabriken der Gründerzeit: derartiges «Können» wird schneller zum Kitsch, als man denkt – das kann gar nicht anders sein.

Zweitens: Bauen, heilen, verändern in der Altstadt verlangt nur – in Führungsstrichen – nur eines, was zugleich das Schwerste ist: Stilgefühl, für den Verwaltungsmann und Gemeinderat, für den Architekten, für den Planer. Man braucht, nur um den Fluß der Entwicklung nicht zu hemmen, Geschichte nicht zu beleidigen. Man beleidigt sie dann, wenn man sie bloßstellt gegenüber ihrer anderen, neueren oder noch älteren Umgebung, man desavouiert sie, wenn man sie nicht verstanden, nicht bewältigt, nicht «hinter sich gebracht» hat. Das Fertig-geworden-Sein mit Geschichte zeigt sich nicht darin, daß man sie «fertig macht», sondern innerlich so souverän, so frei geworden ist, daß man ihr einen schicklichen, einen adäquaten Platz zuweist. Das heißt: mit Stilgefühl in der Altstadt bauen und umbauen. Wer Stil hat, bewegt sich nicht wie der Elefant im Porzellanladen, sondern akzeptiert – auch – die Formen und Mentalität seiner Umgebung. «Stil haben» ist der sinnfälligste Ausdruck eines mit Anstand wahrgenommenen Einverständnisses, mit dem Kollektiv, mit dem «Wir», mit dem, was über den Alleingängen Anspruch auf höhere Gültigkeit beanspruchen darf. Mit «Stadt» ist, wie immer man das drehen mag, ein Unternehmen auf Gegenseitigkeit gemeint, ein Kollektivunternehmen, das sich von der «Solitude» weit draußen sehr wesentlich

unterscheidet. Wer «Stadt» sagt, muß auch Ja zu dieser Kollektivverantwortung sagen – auch damit müssen wir (wieder) fertig werden. Wer baut, wer «saniert», wer neu plant in der Altstadt, von dem werden wir in allererster Linie Stilgefühl verlangen dürfen, ein Erzogensein durch Geschichte. Wer sich

dem nicht gewachsen fühlt, sollte seine Finger davon lassen, auch in den Gemeinderäten, in den Regionalverbänden und so weiter. Jeder andere wird dankbar sein für eine Aufgabe, deren Sinn offenbar ist: das Gestrige einbringen in unsere Gegenwart, aber nicht wegen Gestern, sondern wegen Morgen.

Peter Haag-Preis 1978

Im Frühjahr 1978 hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND den PETER HAAG-PREIS für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten gestiftet. Damals erläuterte PROF. WILLI BIRN, der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, unter dem Titel «Dank an Peter Haag» die Motive, die zur Stiftung dieses Preises geführt hatten: *Denkmalpflege gehört seit eh und je zu den vordringlichen Aufgaben des Schwäbischen Heimatbundes. . . . Daß wir uns dabei nicht verlore haben in staunender Betrachtung des Überlieferten und in wehleidigem Klagen um Verlorenes oder Dahingehendes, das haben wir vor allem Peter Haag zu verdanken.*

Die Giebelseite des mit dem PETER HAAG-PREIS ausgezeichneten Hauses am Weinhofberg 8 im Ulmer Fischerviertel. (Foto: Rueß)



Er war ganz wesentlich beteiligt, als wir in der Satzung die Aufgaben und Ziele des Schwäbischen Heimatbundes neu formulierten: «Der Schwäbische Heimatbund will zu seinem Teil die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam machen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt leisten.» Es ist nur konsequent, wenn der Schwäbische Heimatbund die daraus erwachsene Verpflichtung dankbar anerkennt und nun in seinem Namen einen Preis stiftet, mit dem Bürger dieses Landes dafür ausgezeichnet werden sollen, daß sie ein Stück der gemeinsamen Vergangenheit für die Zukunft erhalten und erneut wirksam gemacht haben.

Am 17. Dezember 1978 wurde nun der PETER HAAG-PREIS zum ersten Male verliehen, und zwar in Ulm, weil dorthin der Hauptpreis gefallen war; außerdem wurden vorbildlich wiederhergestellte Häuser in Mühlhausen (Villingen-Schwenningen) und Schwäbisch Hall ausgezeichnet.

In einer Feierstunde im Ulmer Schuhhaussaal überreichte PROF. WILLI BIRN die von dem Tübinger Bildhauer UGGE BARTLE geschaffene Plakette an die Eigentümer der ausgezeichneten Häuser: HEINZ LANGE (Ulm) sowie FRITZ GRÄTER (Schwäbisch Hall) und WILFRIED LEIBOLD (Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Mühlhausen). In Grußworten würdigte Ministerialdirektor BENNO BUEBLE (in Vertretung des Innenministers), der Ulmer Oberbürgermeister DR. HANS LORENSER und Hauptkonservator DR. BODO CICHY vom Landesdenkmalamt das bürger-schaftliche Engagement, das zur Erhaltung und vorbildlichen Wiederherstellung der ausgezeichneten Häuser geführt hat.

Links und auf Seite 15 ist das Haus Weinhofberg 8 in Ulm abgebildet, das HEINZ LANGE als letztes in einer Gruppe von drei Häusern wiederhergestellt hat. Auf dem rechten Bild sind links das ehemalige Stegbad, rechts die einstige Lochmühle zu erkennen; weitere Abbildungen finden sich auf den folgenden Seiten, wo auch der Vortrag – in erweiterter Fassung – abgedruckt wird, der entsprechend der Satzung des PETER HAAG-PREISES bei der Veran-



Das Haus Weinhofberg 8 zwischen den Fachwerkgiebeln des einstigen Stegbades (links) und der früheren Lochmühle (rechts). (Foto: Rueß)

staltung in Ulm gehalten worden ist. – Abbildungen und Erläuterungen zu den beiden anderen ausgezeichneten Häusern in diesem Heft auf den Seiten 24/26 – Mühlhausen – und 28/30 – Schwäbisch Hall. Das Haus Weinhofberg 8 steht räumlich und zeitlich zwischen dem Stegbad und der Lochmühle. Diese dürfte im Kern aus dem frühen 17. Jahrhundert stammen, das Stegbad weist noch das bald nach 1500 vom Ulmer Rat verbotene sog. angeblattete Fachwerk auf. Am Haus Weinberghof 8 trifft man dagegen eingezapftes Fachwerk – und zwar mit der bis weit ins 16. Jahrhundert hinein typischen kurzen, verkröpften Form der Fußstreben. Es handelt sich um das einzige noch erhaltene Beispiel für diese Art einst typischer Ulmer Wohnhäuser. Es war baufällig und zum Abbruch vorgesehen; ja, im Kaufvertrag des Vorbesitzers war sogar ausdrücklich bestimmt, daß es im Falle des Abbruchs nicht wieder

hätte aufgebaut werden dürfen – an seiner Stelle hätte eine Grünanlage entstehen sollen. HEINZ LANGE erwarb auch dieses Haus und ließ es – in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege – wiederherstellen, so daß es heute ein Bindeglied ist zwischen den beiden bereits zuvor von ihm vor dem Abbruch bewahrten und wiedergestellten Häusern und zusammen mit ihnen ein eindrucksvolles Ensemble bildet am Eingang zum Ulmer Fischerviertel von der Neuen Straße her.

Zusammen mit dem «Zunfthaus der Schifflleute», das die Stadt Ulm 1969 erworben und inzwischen gründlich saniert hat, sollte diese Dreiergruppe ausstrahlende Kraft und anregende Wirkung auf das gesamte Ulmer Fischerviertel entwickeln können, das immerhin das einzige noch halbwegs geschlossenen erhaltene mittelalterliche Quartier der ehemals freien Reichsstadt ist!

Es soll von der Altstadt die Rede sein und nicht ganz allgemein von der Alten Stadt.

Das macht einen Unterschied: All jene Stadtgebilde bleiben außerhalb der Betrachtung, die mehr oder weniger auf einem früheren Stand verharren, das Mittelalter mehr oder weniger ungestört weiterreichen an eine Zukunft, die für sie möglicherweise wenig Veränderung bringt – wenigstens, was den äußeren Anschein betrifft. Es ist also nicht die Rede von all den kleinen romantisch-verträumten Besuchs- und Fotografier-Objekten, von jenen alten Städten, die dem Besucher nichts weiter zu sein scheinen als eben durch und durch alt, durch und durch idyllisch, Zeugnis einer Vergangenheit, wie herausgeschnitten und abgeschnitten von allem Jetzt. (Wie gesagt, so erscheinen sie dem Touristen, dem flüchtigen Besucher; daß auch sie Gegenwart haben, Probleme stellen und Aufgaben, das soll nicht verschwiegen und erst recht nicht bestritten werden.)

Abseits mag hier auch jene Altstadt bleiben, die Namen und Recht verlor, weil diese übertragen wurden auf eine neue Gründung in besserer Lage, günstiger für Verkehr, Verteidigung oder Verwaltung. Eine solche einstige Stadt fiel meist zurück auf den Rang einer dörflichen Siedlung, einige gingen ganz verloren; hier oder dort blieben Reste einer Burg erhalten, eine Kirche vielleicht auch, die durch ihre Größe oder den Namen ihres Patrons ein Zeichen vormaliger Bedeutung gibt – manchmal verrät der Name ganz deutlich, was einmal war: «Altstadt» als Name einer Stadt, die abgetreten ist von Rang und Würden des Städtischen. Eines der markantesten Beispiele: Altstadt bei Schongau mit seiner großartigen Kirche; aber auch Rottweil-Altstadt, das inzwischen schon wieder eingeholt worden ist von dem jüngeren Stadtwesen; in Rottenburg-Altstadt treffen wir dagegen nur noch die geringen Spuren vor allem einer Kapelle, die den Namen Altstadt weiterträgt.

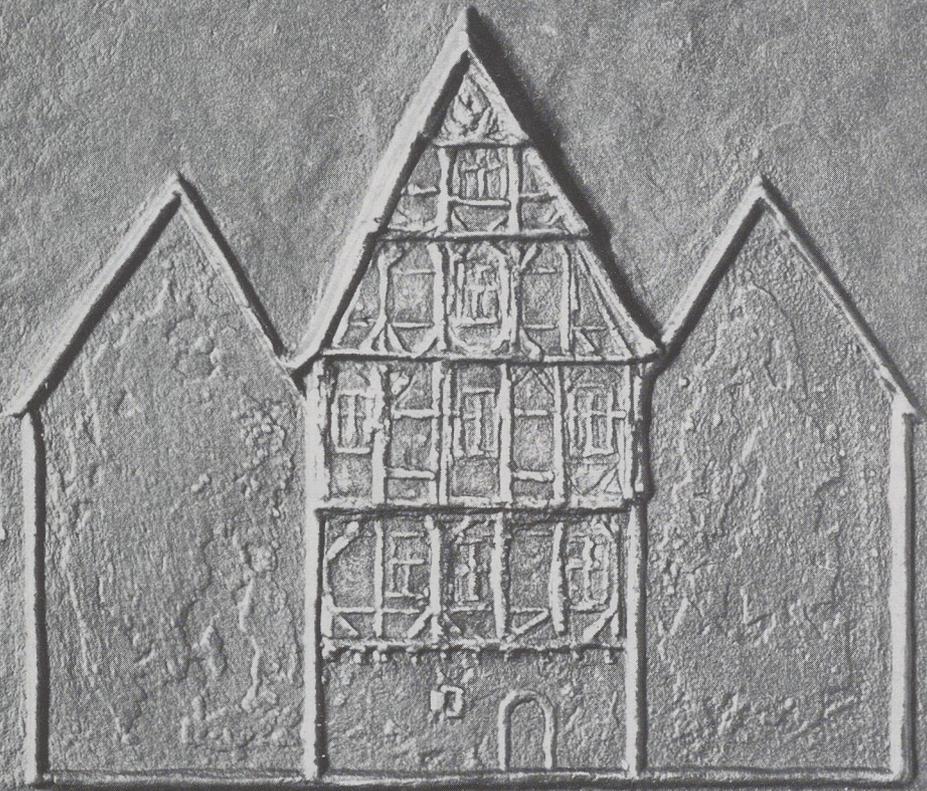
Hier soll vielmehr die Rede sein von jener Altstadt, die eine unmittelbare Funktion hat im vielfältigen Gefüge eines größeren Gemeinwesens, von dem sie ein Teil ist neben anderen. Von einer Altstadt, die als eigenes Quartier weiterbesteht neben und mit den Vor- und Neustädten aus früheren Jahrhunderten, neben und mit den Eingemeindungen, neben und mit den erst jüngst dem Gemeinwesen hinzugefügten und zu Stadtteilen beförderten ehemaligen selbständigen Dörfern.

In vielen Fällen ist diese Altstadt noch so etwas wie Kernstadt: hier findet man das Rathaus, die Hauptkirchen, den Marktplatz – so in Biberach oder Esslingen, in Tübingen oder Wangen. Aber es zeigt sich, daß Anschein und Wirklichkeit nicht mehr ganz übereinstimmen: einige Abteilungen der städtischen Verwaltung haben längst moderne Neubauten in Vorstädten oder gar an der Peripherie bezogen, ebenso die Schulen; die zu den Hauptkirchen gehörenden Gemeinden werden kleiner und kleiner, vom früheren Marktgeschehen ist nicht viel mehr geblieben als das gewiß malerische Treiben auf Wochenmärkten und vielleicht die besonders große Anzahl der Gaststätten. Schneller die einen, langsamer die anderen verlieren diese Altstadtquartiere ihre zentrale Funktion. Irgendwann wird das Rathaus zum Heimatmuseum, in der Kirche trifft man mehr Touristen als Gläubige, auf dem Markt wird mehr fotografiert als gehandelt – die Kernstadt hat ihre früheren Funktionen verloren und ist nur noch Altstadt.

Sicher hat es in vielen Städten dieses Landes noch gute Weile bis dahin. In anderen jedoch ist es schon nicht mehr ganz leicht, Altstadt aufzufinden, zu definieren und zu beschreiben. Das ist nicht nur Folge des Krieges, der Zerstörung und des hastigen Wiederaufbaus – oder auch nur Ergebnis des Versuchs, autogerechte Städte zu schaffen. Wachstum und Prosperität haben schon in früheren Zeiten immer wieder zu erheblichen Eingriffen und Veränderungen geführt: mit dem Entstehen neuer Quartiere verlagerten sich Handel, Gewerbe, bevorzugtes Wohnen. Stadtviertel stiegen auf, andere sanken herab. Schloß, Marktplatz, Kirche blieben dabei nicht selten am ursprünglichen Platz und hielten die gegenläufigen Bewegungen in einem gewissen topographischen Zusammenhang; aber sie konnten nicht verhindern, daß sich Schwerpunkte städtischen Lebens verschoben und verlagerten. Hereinbrechender Wohlstand konnte so gut wie ein Flächenbrand inmitten des alten Weichbilds ganz neue, ganz andere – nach Nutzung und Aussehen andere – Stadtviertel entstehen lassen, die uns Heutigen allerdings oft schon wieder wie Altstadt erscheinen. Dies Auf und Ab einzelner Stadtviertel mag auf den

Nebenstehend: Diese von UGGE BÄRTLE geschaffene Plakette wurde am 17. Dezember 1978 in Ulm den Eigentümern der mit dem PETER HAAG-PREIS ausgezeichneten Häuser überreicht, sie soll an diesen Häusern angebracht werden.

sh 1978



PETER HAAG
PREIS

ersten Blick etwas von Emporwachsen und Absterben haben und den Gedanken an organische Vorgänge und organische Formen im Stadtwesen nahelegen. Leben der Altstadt wäre dann so etwas wie Seniorendasein, ein wenig abseits des allzu heftigen Geschehens der Gegenwart, aber noch für eine gute Weile dabei und dazugehörig und gern gesehen, gelegentlich sogar gern gefragt nach Rat und Maßstab für Gegenwärtiges.

Auch durch häufige Wiederholung wird das Gerede vom Stadtorganismus und vom organischen Wachstum der Städte nicht wahrer! Städte werden geplant und gebaut und zerstört – als Ganzes und in ihren einzelnen Teilen. Von Menschen, denen es Beruf und Broterwerb ist, und nach den Vorstellungen von anderen Menschen, die das Sagen haben: Weil sie im Besitz von Grund und Boden sind, weil sie sich durch Wirtschaftsmacht in diesen Besitz setzen können; weil sie als technokratische Planer über ein Instrumentarium der Planung verfügen, das kein anderer recht kennen, verstehen und kontrollieren kann; weil sie über politische Macht verfügen, um diese Planungen durchsetzen und verwirklichen zu können. (Und nur in ganz seltenen Fällen, nur an einzelnen Punkten sind auch einmal die in den betroffenen Quartieren und Häusern lebenden Menschen anders als in Lohnarbeit, nämlich planend und entscheidend, an dem beteiligt, was geschieht.) Man sieht bei allem: es gibt keinen Anlaß und keinen Grund, von Organischem zu reden, wenn es um Stadt und Stadtentwicklung geht. Kein Stadtgebilde ist zu vergleichen einem Baume, der Jahresring um Jahresring anlegt, der Jahr um Jahr – je nach den natürlichen Bedingungen – die Gipfeltriebe seines organischen Wachstums aufsetzt, der Äste entwickelt und wieder durch Absterben verliert, bis er schließlich selbst dahinstirbt.

Stadtplanung und Stadtbau sind nicht Abläufe organischen Lebens, sondern Ergebnis technischer und wirtschaftlicher Bedingungen und Möglichkeiten sowie politischer Entscheidungen. Und wie die Städte selbst im Wechselspiel der wirtschaftlichen, technischen und politischen Möglichkeiten und Kräfte gewinnen oder verlieren an Rang und Bedeutung, an Wohlstand und an Bevölkerung, so verändern sich auch ihre Quartiere. Es gibt also keinen Anlaß, in den Altstädten biologisch gealterte Stadtteile zu sehen, für die das Absterben unvermeidlich und die Frage nach ihrem Leben sich durch Zeitablauf von selbst erledigt.

Das wollen wir also beides vergessen: Die Vorstellung vom organischen und sozusagen biologischen Stadtwesen und auch die vom Hinstirben dessen, was alt geworden ist in unseren Städten! Und letzte-

res nicht nur, weil in den letzten Jahren die alten Städte und die in größerem Verbund erhalten gebliebenen Altstadtquartiere besondere Aufmerksamkeit gefunden haben, weil Denkmalpflege und Konjunkturprogramme miteinander eine Sanierungswelle ausgelöst haben, die ganze Viertel in den alten Stadtkernen zu Großbaustellen gemacht hat. Sehr viel ist da in den letzten Jahren in Gang gekommen, mehr als man wenige Jahre zuvor noch zu hoffen gewagt hätte. Als 1964 der Schwäbische Heimatbund in Ravensburg auf die Bedrohung und Gefährdung der Altstädte hinwies, war dies noch Anlaß zu Schlagzeilen wie «Altstädte dürfen keine Arme-Leute-Viertel werden» oder «Verkehr zerstört das Herz der Städte». Wie selbstverständlich sind dagegen Warnungen und Forderungen dieser Art inzwischen geworden – wenigstens, wenn man sie nur als Formulierungen nimmt und nicht fragt, ob sie auch in ausreichendem Maße Maximen des Handelns geworden sind. Immerhin: wenigstens verbal ist heute einer breiten Öffentlichkeit bewußt, was damals noch Anlaß besonderen Aufmerkens war. Gerade diese Beobachtung mag hinreichender Grund sein, auch heute – und gerade in dieser Stunde – nicht so sehr das zu rekapitulieren, was tatsächlich in Gang gekommen oder gar inzwischen erreicht worden ist.

Nicht das jeweils mehr oder weniger Selbstverständliche ist unser Gegenstand und Anstoß, sondern das Darüberhinaus. Die Erfahrung lehrt, daß es selten gerechtfertigt ist, sich zufrieden zu geben, weil wir's doch «so trefflich weit» gebracht haben. Das heißt nicht unbedingt, dem gegenwärtig Erreichten am Zeuge zu flicken, es bedeutet nur: Nicht nachlassen in Forderung und Herausforderung, damit möglichst viel des Möglichen auch tatsächlich verwirklicht wird. Wir müssen also die kritisch-aufmerksame Frage stellen nach dem, was im Gange ist oder sein sollte zur Sicherung von alten Städten, von Altstadtquartieren, damit wir dann in einem zweiten Schritt fragen können, was denn darüber hinaus geschehen muß, um tatsächlich zu einem urbanistischen Prozeß zu kommen bei diesen Vorgängen, Maßnahmen und Entwicklungen, um tatsächlich Fortschritt auch im Umgang mit dem Überlieferten zu bewirken und um der Vergangenheit eine Zukunft zu sichern, die der Mühe wert ist.

Was also geschieht ganz konkret, damit Leben in der Altstadt auch künftig möglich ist, damit Altstadt lebendig und jeweilige Gegenwart bleiben kann?

Einzelne besonders kostbare Häuser sind an vielen Orten schon länger saniert und modernen Bedürfnissen angepaßt worden. Es gibt Satzungen, die für einzelne Straßenzüge oder Plätze oder sogar für



Deutlich setzt sich das wiederhergestellte einstige Stegbad von seiner Nachbarschaft ab. Im Inneren fanden sich Reste von Einrichtungen, die dem bis gegen 1680 betriebenen Bad gedient haben dürften; andere gehen wohl auf die Nutzung durch einen Gerbereibetrieb zurück. (Foto: Rueß)

ganze alte Stadtkerne festlegen, was dort geschehen darf mit Bau und Ausbau.

Es gibt vor allem einzelne Häuser, die vor kurzem noch mehr oder weniger unansehnlich neben anderen unansehnlichen gestanden haben – manche von ihnen in so jämmerlichem Zustand, daß man sich wunderte, daß der Abbruch immer noch auf sich warten ließ. Aber dann ließ sich der Besitzer doch noch überzeugen, daß es einen Sinn haben könnte, sich auch als Haus- und Bauherr auf die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit einzulassen.

Und nun stehen sie da: Prachtexemplare von Fachwerkbauten, von barocken Bürgerhäusern; man kann sich nicht mehr vorstellen, daß an Abbruch gedacht war, vielleicht sogar die Genehmigung der zuständigen Behörde schon vorgelegen hat. Sie stehen da und fordern in ihrer wiedergewonnenen Stättlichkeit ihre nähere und weitere Umgebung heraus, sind ein Signal für das, was künftig ringsum zu geschehen hat: Im Blick auf solche mutigen und beispielhaften Wiederherstellungen fällt es ungleich schwerer, die Spitzhacke anzusetzen!

Hier und dort gibt es darüber hinaus schon Beispiele, daß eine Gemeinde, daß eine Vereinigung von Bürgern, daß möglicherweise auch ein Zusammenschluß von nur kommerziell Interessierten ein ganzes Quartier in die Hand genommen und in den Griff bekommen hat: Herausgeputzt Haus für Haus, ein harmonischer Zusammenklang der Fassaden im Ablauf der Häuserzeilen, alles stimmt bis in die Details von Klappläden und Fenstersprossen.

Wer genauer hinsieht, kann allerdings an diesen insgesamt wiederhergestellten Quartieren erkennen, daß im Umgang mit den Ensembles, in der Altstadt, mit den historischen Inseln, den Altstadtquartieren längst nicht überall alles so in schöner Ordnung und gutem Gang ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Stimmen sie zum Beispiel wirklich, die Details? Sind die Firmenschilder, die aus gestanztem Blech aufleuchtenden Schriften in doch recht ungewöhnlich gewordener Fraktur, die allzu stilvoll aufgepinselten Hausnamen, Daten und Sprüche nicht doch allzu deutlich erkennbar als nachempfundenes Kunstgewerbe? Gibt es nicht doch gelegentlich ein wenig zu viel an Schmiedeeisen, Messing und künstlich patiniertem Kupfer bei Hausnummern, Türschildern, Briefkästen und Laternengeschnörkel?

Leicht kann man sich vorstellen, wie sich das mit echtem, halbechtem und nur modischem Schnickschnack im Inneren fortsetzt mit Altdeutsch-Rustikalem in vielen Varianten, in allen gängigen Zutaten vom Flohmarkt, mit Wagenrad und Pferdekummet . . .

Aber bleiben wir noch beim Draußen: Dem Pflaster sieht man an, daß es nach dem Vorbild alter Pflasterungen eingebracht worden ist. Aber man sieht ebenso, daß es nie mit Hufschlag oder Karrenrad zu tun gehabt hat. So steht es in einer nicht ganz sicheren Korrespondenz zur wiederhergestellten Vergangenheit ringsum, in einer ganz unsicheren aber meist zum modischen Damenschuhwerk der Gegenwart. Denn ganz so selbstverständlich sind die so hübsch und schmuck herausgeputzten Quartiere Fußgängerzonen. (Und bedingen natürlich auch deren allerorten unübersehbaren Nebenerscheinungen: die tristen Zufahrts-, Park- und Ladestraßen fast an jeder Hinterfront!)

Das nimmt nun mancher ganz unbesehen für «Leben in der Altstadt»: daß man dort unbehelligt vom Gedränge der Kraftfahrzeuge bummeln und flanieren kann. Es gibt jedoch Beispiele dafür, daß sich unter den andeutend beschriebenen Voraussetzungen auf solchen Traditionsinseln inmitten des immer wieder umgebauten gesamten Stadtgefüges eher nur der Schein von Leben entwickelt: Das kost-

bar Herausgeputzte lockt Bewohner und besonders Besucher an, die in besonderer Weise auf das Herausgeputzte eingestellt sind und weniger auf das Alltägliche: Die eher prosaischen Einkäufe werden in den Kaufhäusern getätigt, in den Einkaufszentren auf der grünen Wiese; den alltäglichen Bedarf deckt man im Selbstbedienungsladen des Wohnquartiers. Das geht – nicht nur bei Berufstätigen – in der Regel mit einiger Hast und Eile vor sich. Bummeln und Einkauf, das geht nur zusammen, wenn man sich Zeit lassen kann. Und deshalb nur bei besonderen Gelegenheiten und möglicherweise auch nur für einen Teil des Publikums. Wen wundert es da, wenn in manchen wiederhergestellten alten Stadtvierteln ein sogenanntes gehobenes Angebot vorherrscht mit Antiquitäten und Kunstgalerien, mit Goldschmiedwerkstätten, mit Kunstgewerbe, nicht zuletzt auch mit Modeboutiquen und -ateliers.

Und da die einen nach dem Einkauf immer noch Geld haben zum Ausgeben und die anderen hier gar nicht einkaufen, sondern eher unerfüllbare Wünsche wecken lassen, vielleicht auch nur Preise vergleichen und sich vornehmen, demnächst im Kaufhaus wenigstens etwas ähnlich Schickes, Modisches, Elegantes zu erwerben – und weil eine dritte Gruppe sowieso erst abends bei einem Stadtbummel den Freunden von auswärts das so hübsch zu rechtgemachte Stück Vergangenheit zeigen will – deshalb also gibt es in solchen Quartieren oft eine unverhältnismäßig hohe Anzahl von Gaststätten, oft rustikal-altdeutsch dem Äußeren des Quartiers angepaßt bis zum «Kostüm» der Bedienung, gelegentlich aber auch heucheln sie Weltweite: man kann – ohne zwischendurch überhaupt den Fuß auf die Straße setzen zu müssen – hinüberwechseln in den englischen Pub, die Berliner Destille, in das französische Bistro, die italienische Osteria und so weiter und so fort: Einladung und Aufforderung zum sogenannten Lokalbummel.

Leben in der Altstadt bedeutet hier: Wechsel und Abwechslung. Und zwar in zweifacher Weise: Ständiger Wechsel des Publikums zum einen – im Gegensatz zur Weinstube in der Nachbarschaft oder zur Kneipe um die Ecke, wo Stammtisch und Stammgäste eine weniger zufällig-flüchtige Kommunikation anzeigen. Und zum anderen: Rasch wechseln die Moden, schnell vergeht die Beliebtheit einzelner Lokale, ja ganzer Bummelzonen. Für manches allzu sehr aufgeschönte, allzu angestrengt «belebte» Altstadtidyll ist der Niedergang schon mit dem Konzept der Sanierung programmiert worden, indem man sich am Modisch-Attraktiven orientiert hat, ohne zu bedenken, wie schnell aus Antiquitäten-Geschäften Gebrauchtwarenläden werden, aus



Der eindrucksvolle Fachwerkgiebel des Stegbades, an dem das Authentische sich mit vielen Abweichungen von allzu genauer Norm, mit den Unregelmäßigkeiten des Lebendigen, mit dem Spiel der Unebenheiten zu erkennen gibt. Keine Kopie und keine Imitation könnte auch nur annähernd Vergleichbares leisten. (Foto: Rueß)

Schlemmerlokalen Bierbars, Diskotheken und Automatenhallen, aus Antiquariaten sex-shops – und so weiter und so weiter.

Gewiß, auch dann herrscht sozusagen Leben im Altstadtquartier. Aber nur zu bald wird es erneut zur Sanierung anstehen. Das jedoch wird dann nicht nur eine bauliche Sanierung sein, sondern eine

soziale. Und dazu braucht man dann paradoxerweise doch eher Bulldozer als Konservatoren!

Vor dem Hintergrund solcher Überlegungen und Extrapolationen in eine kalkulierbare Zukunft wird deutlich, wie kurzsichtig, wie unrealistisch die Ansicht eines Sanierungsträgers ist, der – in einer norddeutschen Großstadt – die Einrichtung von



Besondere städtebauliche Wirkung kommt der ehemaligen Lochmühle zu. Auch ihr Abbruch war einmal so gut wie beschlossene Sache! 1349 wurde sie zum ersten Male urkundlich erwähnt; der heutige Bau dürfte in der Hauptsache kurz vor 1612 entstanden sein. Bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts wurde die Wasserkraft der Blau zum Betrieb verschiedener Gewerbe genutzt: Getreidemühle, Parkettfabrikation, Drechslerei, Schleif- und Ölmühle. Ursprünglich wies die Radanlage fünf gegeneinander gestaffelte Wasserräder auf, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren es noch drei; um die Jahrhundertwende lieferte ein einziges – modernisiertes – Wasserrad allein die benötigte Energie. (Foto: Rueß)

Wirtschaften in jedem einzelnen Haus einer ganzen wiederhergestellten Häuserzeile – sie liegt dazu noch in einem von Handel, Industrie und Verwaltung bestimmten, also kaum noch «bewohnten» Viertel – damit begründete, auf diese Weise erhalte der Bürger, jeder Bürger, die Möglichkeit, diese wiederhergestellten ehemaligen Bürgerhäuser auch zu betreten! Auf solche Weise «belebte» Altstadtquartiere bieten in der extremsten Form auf die Dauer eine Art von Gegenbild zur City: wie diese sind sie mehr oder weniger unbewohnt und werden

nur zu Zeiten benutzt von ganz bestimmten Gruppen; wie die City wirken sie zu bestimmten Stunden wie ausgestorben – nur daß diese toten Stunden in den zu Ausgeh-, Bummel- und Freizeit-Vierteln gewordenen Traditionsinseln gerade die des hellen Tages sind!

Wenn auf diese Art – umgangssprachlich formuliert – «Leben in die Bude» gebracht wird, hat das jedenfalls wenig mit dem zu tun, was hier gemeint ist, wenn wir von Leben in der Altstadt sprechen. Belebtheit allein darf, kann uns nicht genügen! Leben

in der Altstadt, das diesen Namen verdient, muß urbanes Leben sein. Und das heißt: es muß ganz selbstverständlich integriert sein in die alltäglichen Lebensvorgänge des gesamten Stadtgefüges. Nach Art, Anlage und Größe der in den Altstädten überlieferten Bausubstanz bedeutet das vor allem die Forderung nach möglichst enger Verflechtung von Wohnen, Gewerbetätigkeit und Dienstleistungen. Also nicht im Sinne eines unproportionierten Besatzes mit Gaststätten, Luxusgeschäften und Verwandtem, dem dann im Wohnbereich das Nebeneinander von mehr oder weniger aufwendigen Inhaberwohnungen und mehr oder weniger schlichten Personalunterkünften entsprechen würde.

Freilich bedarf es, um solch unausgewogene Nutzung zu vermeiden, eines Instrumentariums, das über herkömmliche Altstadtsatzungen weit hinausgeht und mit Hilfe von Planungen, Subventionen und einer geschickten Konzessionierungspolitik Steuermechanismen entwickelt, die mehr sicherstellen und bewirken können als nur die Wiederherstellung eines inzwischen heruntergekommenen schönen Scheins von einst. Denn um Wiederherstellung im wahrsten Sinne des Wortes geht es ja gar nicht. In den Niederlanden hat man für das, wovon hier die Rede ist, ein angemesseneres, passenderes Wort: «Stadherstel» – also nicht am Vergangenen orientiert, sondern an dem, was man erst schaffen will, an der Zukunft, in die überliefertes Erbe der Stadtarchitektur eingebracht werden soll.

Diese Orientierung hin auf bürgerschaftliches Leben in einer für die Zukunft hergestellten Altstadt muß sich auch auf die Auseinandersetzung mit dem Neuen einlassen – nicht nur mit dem neuen Komfort hinter den so schön neu erglänzenden alten Mauern: Es muß wieder möglich werden, daß inmitten der Altstadt nicht nur neu, sondern Neues gebaut wird. Die Vergangenheit darf uns nicht den Zugang zur Zeitgenossenschaft verstellen. Sie soll uns vielmehr Maßstäbe an die Hand geben, mit deren Hilfe wir uns in Gegenwart und Zukunft zurechtfinden. Der wichtigste Maßstab, den wir an den Bauten der Vergangenheit ablesen können, ist – auf eine einfache Formel gebracht – die Redlichkeit des Bauens in der Zweckmäßigkeit, in der Materialgerechtigkeit, in der sozialen Zuordnung zur Umgebung von Häuserzeile, von Straße und Platz. In der Selbstverständlichkeit auch, mit der die Beziehungen zwischen Gehäuse und Benutzer erkennbar werden im Kleinbürger- oder Patrizierhaus, im Handwerker- oder Handelshaus. So stimulierend die Architektenwohnung in der alten Mühle sein mag, so heimelig der Schriftsteller sich im einstigen Mauertürmchen eingerichtet haben mag: solche – an sich schon

seltene und noch seltener geglückte – Fälle von Anachronismus, sozialem Kontrast und nostalgischer Retirade können nicht Maßstab oder Richtwert sein, wenn es darum geht, Altstadtquartieren ihr bürgerschaftliches Leben zu erhalten und zurückzugeben. Und auch aus dieser Überlegung kommen wir dazu: Altstadt darf nicht wiederhergestellt und dann festgeschrieben und konserviert und so dem Prozeß immer fortschreitenden Umbaus der urbanen Lebenswelt entzogen und entrückt werden. Es muß – man kann es nicht oft genug wiederholen, bis wir uns mit diesem Gedanken ganz vertraut gemacht haben – es muß auch in der Altstadt wieder neu gebaut werden!

Aber das heißt nun nicht: Lücken füllen mit Häusern, die sich von den Langweiligkeiten etwa des sozialen Wohnungsbaus nur dadurch unterscheiden, daß man ihnen Klinkerriemchen oder ein Bretter-Scheinfachwerk im Stil ihrer Umgebung vorgeklebt und die Fenster mit aufgeklebten Sprossen, mit Läden aus Plastik versehen hat. Das eben ist das Gegenteil jener Redlichkeit, die wir doch aus der Überlieferung lernen sollten, einer Redlichkeit, die alles Vortäuschen ausschließen, alle Kulissen-Wirklichkeit eigentlich verbieten müßte – es sei denn, man will Surrogat und Imitation für lebendig ausgeben und als lebendig annehmen!

Es gibt eine andere Verfahrensweise in der Kunst, eine Lücke zu schließen: die Kopie im Maßstab 1:1, die getreuliche Nachbildung dessen, was nicht erhalten und wiederhergestellt werden kann. Sie bleibt ein Behelf und sie bleibt eine Kopie, eine Imitation. Und sie bleibt erkennbar als das Nachgemachte. Eine solche Verfahrensweise kann gelegentlich nicht unzweckmäßig, vielleicht sogar empfehlenswert sein. Dann nämlich, wenn eine minimale Lücke in einem Gesamtzusammenhang von besonders hohem Rang zu schließen ist. Wenn das neu nach altem Vorbild Einzufügende der Quantität nach nicht mehr ausmacht für das Ganze, als schadhafte und selbstverständlich auch zu erneuernde Einzelteile eines Gebäudes. Und wenn das Gesamte einen so hohen Rang hat, daß es diese Verfahrensweise rechtfertigt.

Man muß sich eingestehen, daß eine solche Verfahrensweise immer museal zu nennen ist. Und man muß einsehen, daß alles Museale jenseits der Totalität des Lebendigen steht. Bei aller Mühe, die sich moderne Museumspädagogik gibt, Museumsstücke den Besuchern nicht nur verständlicher zu erklären, sondern dieses Verständnis durch praktischen Umgang mit dem ausgestellten Gerät oder Werkzeug konkret, dingfest zu machen: auf museale Weise Bewahrtes steht nur in der einen Beziehung des –



Das ehemalige Pfarrhaus in Mühlhausen wurde um 1670 erbaut. Eine dendrochronologische Untersuchung ausgebauter Hölzer des Fachwerks bestätigt dieses Datum. Im Jahre 1777 erfolgte ein größerer Umbau, von dem wahrscheinlich die heutige Form stammt. Das Haus diente den Pfarrern von Mühlhausen bis 1828 als Wohnhaus. Später ging es in Privatbesitz über und war von 1860 bis ca. 1890 das Gasthaus «Zum Hirschen».

Mühlhausen wurde zum 1. 1. 1970 nach Schwenningen a. N. eingemeindet. Die nachfolgenden Jahre brachten dem einst stillen Dorf große Bautätigkeit im Tiefbausektor. Mühlhausen sollte ein modernes Dorf werden; dem stand das «Alte» im Wege. Ein erstes Opfer sollte durch den Abbruch der alten Pfarrscheuer gebracht werden. Dank dem energischen Auftreten des Denkmalamtes und durch die Gründung einer örtlichen Privatinitiative konnte dies vermieden werden; der Ortskern von Mühlhau-

bestenfalls über das Anschauen in praktischen Umgang ausgeweiteten – Lernens zur jeweils gegenwärtig-lebendigen Welt. Die Dominanz des nur museal Konservierten in ganzen Stadtvierteln würde zwangsweise diese selbst ausschließen von jeder lebendigen Stadtwirklichkeit, sie würden zwangsweise zu mittelalterlichen Disneyland-Schaustücken, zu Attraktionen für Besucher, Touristen – deren Leben wiederum ganz anderswo und in ganz anderen Zusammenhängen seine Wirklichkeit und seine Gegenwart hat.

Freilich widersprechen solche Überlegungen den allgemeinen Vorstellungen und Verhaltensweisen. Man lebt heutzutage zwar nicht im Museum – so wenig wie zu irgendeiner Zeit sonst – aber nicht wenige umgeben sich mit möglichst vielen Stücken museal konservierter Vergangenheit. Und wo's nicht gelingt, tatsächlich Altes zu beschaffen, vor allem, weil es nicht erschwinglich ist, da genügt auch das Nachgemachte, die Kopie, die Imitation. Ganze Industrien leben davon – aber das ist nicht unser Thema hier. Für den Zusammenhang der Altstadt



sen sollte erhalten bleiben. Hierzu gehörte auch der ehemalige «Hirschen». Der dort wohnhafte Bauer verkaufte sein Ökonomiegebäude an die Stadt. Über diesen Platz wurde eine Straße gebaut. Die Stadt wollte auch den «Hirschen» selbst erwerben, allerdings, um auch ihn dem Erdboden gleichzumachen. Nach langem Überlegen entschieden wir uns, dieses Gebäude zu erwerben, um es zu einem Wohnhaus mit neuzeitlichem Wohnkomfort herzurichten. Der Zustand des Hauses war desolat. Unsere Verwandten konnten nicht begreifen, daß man eine solche «Dummheit» machen konnte. Trotzdem haben sie kräftig zugepackt, als es an die Arbeit ging.

Nachdem wir die Anbauten auf drei Seiten des Hauses entfernt hatten, bot sich manch unliebsame Überraschung. Das unter dem Putz liegende Fachwerk war teilweise zerstört und mußte erneuert werden. Nachdem wir die Zwischenböden herausgerissen und das Dach abgedeckt hatten, glich der Bau

und des möglicherweise gegenwärtigen Lebens in dieser Altstadt ist es aber nun doch die Frage, ob denn wirklich kein Unterschied sei zwischen einem Zinnbecher aus einer Augsburger oder Nürnberger Gießerei des 17. und 18. Jahrhunderts und der maschinell bearbeiteten «originalgetreuen» Kopie von heute, ob nicht doch ein Unterschied ist zwischen dem Gebälk, dem Fachwerk, dem Dach aus der Vergangenheit und der «originalgetreuen» Kopie von heute. Und es schließt sich die weitere Frage an, ob dieser Unterschied nicht geradezu das Wesen der

Sache betrifft, an der er abzulesen ist – vermeiden wir die allzu sehr heruntergekommene Wendung von echt und Echtheit; was wir meinen, ist heute sicher genauer als das Authentische zu bestimmen, als das, was sozusagen den Stempel des Urhebers trägt – und natürlich die Spuren zeigt von jeder Gegenwart, der es ausgesetzt gewesen ist.

Wir kommen nun beim kopierenden Ergänzen von Altstadtquartieren sehr bald an den kritischen Punkt, an dem das Quartier umkippt: Das Authentische verliert mit einem, dem entscheidenden Schlag



eher einer Ruine als einem Bauvorhaben. Selbst der Leiter des Denkmalamtes Freiburg schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er unser «Prachtstück» begutachtete.

Indes legten wir durch die Arbeit von Verwandten und Freunden ein solches Arbeitstempo vor, daß das Haus vor dem großen Regen im Jahre 1975 ein neues Dach hatte. Glücklicherweise wohnte unser Architekt am Ort und verstand etwas von Sanierung alter Gebäude.

Inzwischen wohnen wir schon zwei Jahre in diesem Haus, das außer seiner Lage an einer vielbefahrenen Straße keine Nachteile hat. Vielfach haben auch schon Interessenten «angekehrt», um sich Rat und Information zu holen. In diesem Jahr nun hat die Stadt Villingen-Schwenningen auch das oberhalb unseres Hauses liegende Rathaus nach Gesichtspunkten der Denkmalpflege hergerichtet. Mühlhausen hat damit wahrlich einen Ortskern, der sich sehen lassen kann.

(Text und Fotos: Wilfried Leibold)

seine prägende Kraft und Wirkung, das peinlich genau Nachgemachte beherrscht die surrealistisch sterile Szene. Alle urbane Atemluft, alle Zeichen von urbanem Leben sind dahin: all die kleinen Abweichungen, die Verschiebungen und Verbiegungen, eben die Nuancen, um die alles Lebendige abweicht von allen vorgegebenen Normen.

Es gibt nur einen einzigen Weg, dieses absehbare Umkippen zu verhindern: in den Altstadtquartieren muß nicht nur die Vergangenheit eine Chance, eine Zukunft bekommen, es muß auch die Gegenwart, es

muß auch wieder modernes Bauen eine Chance bekommen in diesen Quartieren der Altstadt!

Das heißt nicht: Narrenfreiheit fordern für Bauherren und Architekten. Es bedeutet nicht einmal: Begünstigung der Spitzhackensanierung. Aber es fordert die Überprüfung der Normen, die bislang in Altstadtquartieren kaum anderes zugelassen haben und zulassen als Kopie und Nachempfindung, als Abklatsch und Imitation – und eben die gradlinige, winkeltgerechte Sterilität, wie sie zwangsläufig entstehen muß, wo nachmeßbare technisch machbare

Normen fixiert und eingehalten werden, eine Sterilität, der auch alles kunstgewerbliche Herausputzen nicht abhelfen kann.

Nun wird dieses neue Bau-Leben in der Altstadt einiges an Umdenken und Umlernen erfordern. In den meisten Fällen wird mit der Sanierung ein weitgehender Nutzungswechsel verbunden sein. Und das bedeutet: es muß in aller Regel ein ganz und gar neues, vom Vorhergehenden gründlich sich unterscheidendes Raumprogramm verwirklicht werden. Wenn das aber geschehen soll in den Formen moderner Architektur und zugleich in lebendigem Zusammenhang mit der architektonischen Landschaft ringsum, dann wird man in den meisten Fällen zunächst einmal die einengende Parzellenstruktur verändern müssen. Indem ein ganzes Areal mit allen Gebäuden, den zu konservierenden wie den zu sanierenden und denen, die ersetzt werden müssen, in eine Form gemeinsamen Besitzes und gemeinsamer Bauherrschaft gebracht wird, indem die Gemeinde die zur Sanierung anstehenden Parzellen erwirbt und als Bauträger auftritt, oder indem ein privater Träger Erwerb und Sanierung übernimmt. (In allen Fällen kann zunächst offen bleiben, wie die Verhältnisse nach der Fertigstellung geregelt werden sollen: gemeinsames – genossenschaftliches – Eigentum Privater, Gesamt- oder Teileigentum in privater Hand oder Gesamteigentum in öffentlicher Hand.)

Für die Wiederherstellung des Altstadtbildes durch Neubau sind zunächst neben der einheitlichen Bau-trägerschaft jedoch von entscheidender Bedeutung: Planung des Gesamten aus einem Guß sowie die Beteiligung der Öffentlichkeit.

Planung aus einem Guß – und nicht aus einer Hand unbedingt. Denn es soll ja mehr entstehen als nur ein Gehäuse, das innen seinen Zweck und außen die Ansprüche einer Altstadtsatzung erfüllt. Es soll durch Bauen ein Zusammenhang hergestellt werden zwischen Gebäude und städtebaulichem Umfeld. Seine Formen sollen sowohl mit seiner Nutzung als auch mit seiner Nachbarschaft korrespondieren und deutlich erkennen lassen: zwischen den Benutzern dieses Hauses und denen, die im gleichen Quartier leben, wird eine urbane Nachbarschaft angestrebt. Dazu muß der entwerfende Architekt etwas wissen (oder erfahren) über die Geschichte, die sich im Umfeld seines Projektes manifestiert, über die gesellschaftlichen Strukturen, die sich im Quartier herausgebildet haben oder dabei sind zu entstehen, über die ästhetischen Kriterien, die in Vergangenheit und Gegenwart im engeren und weiteren Umkreis das Bauen bestimmt haben und bestimmen. So viele Kompetenzen kann man

nicht von einem einzigen Architekten fordern, er wird in der Gruppe arbeiten müssen – in einer Gruppe, zu der auch nicht nur Architekten gehören sollten, sondern auch Soziologen, Historiker, Denkmalpfleger und bildende Künstler.

Nicht nur, weil solche Konzepte wohl allein auf dem Weg über öffentlich ausgeschriebene Wettbewerbe verwirklicht werden können oder weil sie – jedenfalls kurzfristig – höhere Zuschüsse aus öffentlicher Hand erfordern, ist die Beteiligung der Öffentlichkeit über das bislang allgemein übliche Maß hinaus zu fordern. Zum einen die der sozusagen amtlichen Öffentlichkeit, die sich auf noch längere und noch differenziertere, ja auch auf noch diffizilere Diskussionen und Verfahrensweisen einlassen muß und die andererseits auch die Voraussetzungen, Anlässe und Gelegenheiten schaffen muß für die bürger-schaftliche Auseinandersetzung. So schwer es auch sein mag, Vorstellungen und Wünsche zukünftiger – und also doch noch nicht bekannter Bewohner und Benutzer eines Quartiers zu erheben – nur durch intensive Gespräche mit Bürgern ist es möglich, das Risiko künftiger Fehlentwicklungen in erträglichen Grenzen zu halten, die sich ergeben, wenn Stadtplanung und Stadtgestaltung die Gewohnheiten und Verhaltensweisen der Bürger nicht genau genug kennt und nicht sorgfältig genug einbezieht. Schließlich: es sind doch die Bürger, um deretwillen die Altstadt in ihrem Charakter und in ihrer Lebendigkeit erhalten werden soll; denn ungleich mehr als alle die neueren Konglomerate von Wirtschafts- und Wohngehäusen ermöglicht die Altstadt den Bewohnern und Benutzern Identifikation und Beheimatung. Aber nur, wenn ihr urbanes Leben erhalten bleibt, die alltägliche, die Alltags-Benützbarkeit ihrer Häuser, aber auch der Gassen, Winkel und Plätze, wenn ihr die Teilhabe am Leben des Gesamt-wesens Stadt ermöglicht wird, nur wenn sie nicht eingeschlossen wird und abgeschlossen, abgekapselt in einem musealen Vakuum, ängstlich behütet vor jeder Veränderung, vor allem Neuen.

Im Namen der Denkmalpflege wird man eine solche hermetische Abriegelung städtischer Vergangenheit kaum begründen können. Man müßte Denkmalpflege schon gründlich gegen Absicht und Text der einschlägigen Gesetze interpretieren, wenn man sie als generelles Verbot von Veränderung und Umbau deuten und anwenden wollte. Ihr Gegenstand sind Denkmale der Kultur. Nun, Denkmal, das bedeutet zwar Manifestes, Fixiertes, Festgeschriebenes. Aber: Kultur ist immer Prozeß. Und damit Veränderung. Und wenn in einem Kulturdenkmal ausschließlich vergangene Kultur festgeschrieben werden sollte, würde damit ihr Charakter, ihr Wesen in

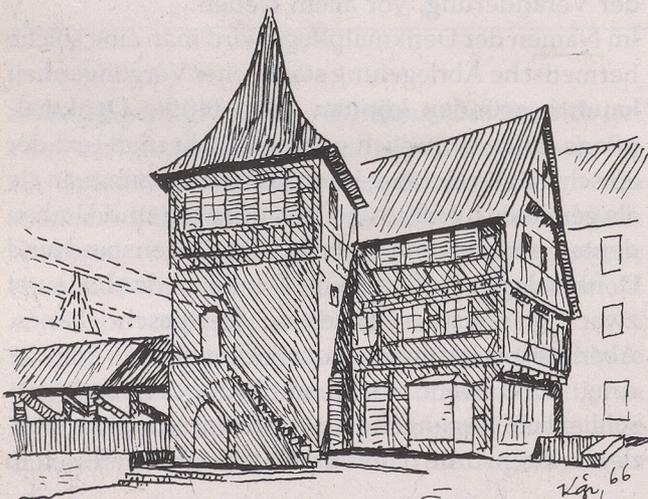
Frage gestellt: wer diese vergangene Kultur herausnehmen wollte aus dem Kulturprozeß, würde sie – so paradox es klingen mag – um ihren kulturellen Rang bringen. Kulturdenkmale – auch die von äußerstem Rang – entwickeln und erweisen ihren vollen Sinn nicht als konservierte Zeugnisse vergangener Zeit, sondern in ihrer Maßstab setzenden und prägenden Wirkung auf Gegenwart und Zukunft. Und jede Gegenwart erweist den Rang der eigenen, jeweils gegenwärtigen Kultur auch dadurch, wie sie das Erbe der Vergangenheit umsetzt in zeitgenössische Wirksamkeit. Noch ist nicht viel mehr gemacht als ein Anfang. Noch ist nicht einmal der durch das Denkmalschutzgesetz ausgelöste Prozeß einer neuen Orientierung zu einem auch nur vorläufigen Ergebnis gekommen. Daß man den Begriff «Denkmal» nicht mehr so feierlich und präntiös faßt wie noch vor wenigen Jahren, das ist nicht mehr sehr umstritten (wenn auch noch längst nicht selbstverständlich). Und damit ist auch die schreckliche Gleichgültigkeit gegenüber den Zeugnissen von Alltagskultur und Arbeitswelt weithin überwunden. Auch die über Jahrzehnte mit zum Teil verhee-

renden Auswirkungen praktizierten Vorurteile gegen «Zopfstil» oder alles Nachklassizistische scheinen endlich aufgegeben zu sein. Aber die wichtigsten Entscheidungen stehen erst noch bevor. Sie ergeben sich aus den Gegensatzpositionen, in denen sich die amtliche Denkmalpflege derzeit befindet, Gegensatzpositionen, die nicht allein aus dem sicher nicht vollkommenen Text des Gesetzes und auch nicht nur aus der vorwiegend kunsthistorisch orientierten Haltung der Denkmalpfleger zu erklären sind. Beides jedoch spielt eine Rolle, wenn die Denkmalpflege in Gegensatz gerät zur Kommunalpolitik oder zur Architektenschaft.

Aber: Allein aus der dialektischen Auflösung dieser beiden Gegensatz-Positionen ergeben sich Möglichkeiten, die Ziele richtig verstandener Denkmalpflege zu verwirklichen, nämlich nicht nur möglichst viele möglichst intakte Denkmale zu erhalten, sondern sie zu erhalten in einem möglichst lebendigen (Altstadt-)Zusammenhang!

Ensemble-Schutz oder Stadtbildsatzung allein reichen dazu nicht aus, weil sie zu sehr zum einen an der Vergangenheit, zum anderen am Optisch-Äs-

Das «Haus am Roten Steg» in Schwäbisch Hall lehnt sich eng an die alte Stadtbefestigung «jenseits Kochers» an. EDUARD KRÜGER – er hat schon 1958 eine Renovierung des Hauses angeregt und das Fachwerk aufgenommen, von ihm stammt auch die unten wiedergegebene Zeichnung – beschreibt die Situation: *Das Rotsteg-Tor bildet, ganz erhalten, den westlichen Brückenkopf der Holzarche des Roten Stegs. Sein Steinteil (Grundfläche 6 × 5 m) ist 6 m hoch und enthält zwei Geschosse . . . Der Durchlaß zur Brücke zeigt eine Umrahmung mit hübschem spätgotischem Stabwerk, das man auf 1515 datieren mag . . . Fugen an der Stadtmauer beweisen, daß das Tor erst nach 1500 entstanden ist . . . Das spätere 18. Jahrhundert setzte das heutige Fachwerkgeschoß und ein gekurvtes Zeltdach*



auf . . . Zusammen mit der Brücke ergibt das Rotsteg-Tor ein überaus liebliches Bild, zumal sich südlich noch ein gutes spätgotisches Fachwerkhaus anschließt. Und eben dieses Fachwerkhaus wurde jetzt mit dem PETER HAAG-PREIS 1978 ausgezeichnet.

Das Gebäude, in dem offensichtlich früher einmal Rotgerber ihr Gewerbe ausgeübt haben (man fand im Keller einen Brunnen und eine Grube mit Tierabfällen) und vielleicht auch Hafner (worauf Reste eines Brennofens schließen lassen), hat FRITZ GRATER vor jetzt fünf Jahren erworben und so wiederherstellen lassen, daß es in seiner alten Bausubstanz möglichst erhalten blieb und zugleich auch den Bedürfnissen eines modernen Geschäftes dienstbar gemacht werden konnte. Zur Gestaltung des Ausstellungs- und Eingangsbereichs wurden die Schaufensterscheiben nicht in die Außenfront des Hauses eingefügt, sondern in eine Passage zurückgenommen. So konnte man vermeiden, daß sich das Erdgeschoß sozusagen in ein gläsernes Nichts auflöste. Innerhalb des Hauses wurde auch der alte Wehrgang an der Stadtmauer, der außerhalb der Giebelwand lag, in das erste Geschos einbezogen. So wurde ein Stück der alten Stadtmauer sichtbar und zugänglich; auch der Turm – der allerdings im städtischen Eigentum blieb und nur pachtweise mitgenutzt werden kann – wurde in die Neugestaltung einbezogen.

(Foto: Haida)



thetischen des Erscheinungsbildes orientiert sind, weil sie nur abwehrende, nicht aber entwickelnde, weiterführende Kraft mobilisieren.

Nun, damit ist – wie mit einigen Überlegungen hier – vorgegriffen auf Wünschenswertes, auf – hoffentlich! – Künftiges. Manches davon mag heute der einen oder anderen Seite befremdlich erscheinen – wie vielen 1964 die Forderungen nach Verkehrsentlastung und Aufwertung der Altstädte unerhört oder befremdlich erschienen sind. Aber gerade heute – da die Dinge so schön in Gang gekommen

sind mit Ensemble-Schutz und Stadtbildsatzung, mit Stadtbildwettbewerben und Konjunkturmitteln – gerade heute ist es nötig, nach dem zu fragen, was denn weiter, was denn darüber hinaus werden soll.

Heimat stellt sich als Aufgabe und Herausforderung. Ihre Wirklichkeit besteht – auch in der Altstadt – nicht in irgendwelchen Vergangenheiten, sondern in dem zukunftsicheren Fortschreiten, mit dem wir auf sie zugehen können, wenn wir uns rechtzeitig des Weges vergewissern.

Das Löchnerhaus in Schwäbisch Hall – neues Domizil der Volkshochschule

Kuno Ulshöfer

Vor kurzem konnte die Volkshochschule Schwäbisch Hall ein neues Verwaltungs- und Kolleg-

Das Löchnerhaus in Schwäbisch Hall. Zustand vor der Renovierung.

(Foto: Städtisches Hochbauamt Schwäbisch Hall)



gebäude beziehen: das sogenannte Löchnerhaus in der Klosterstraße 8. Dieses Gebäude, das vor einigen Jahren noch als abbruchreif galt, wurde innerhalb von knapp zwei Jahren durchgreifend renoviert und stellt nun im Ensemble der Klosterstraße, gegenüber der Kirche St. Michael, also an exponierter Stelle, einen zweckmäßigen, schönen Bau vor – ein Paradebeispiel für gelungene Objektsanierung.

Das Haus wurde im Spätmittelalter als Fachwerkbau erstellt. Es stößt an einen stauferzeitlichen Adelshof an, den Berlerhof oder Nonnenhof. Im 15. Jahrhundert bewohnte es eine Tuchschererfamilie, die DEKKER oder FINSTERBACH, danach die Familie des Dechanten FABRI (SCHMID). Wie fast alle Gebäude in diesem bevorzugten Wohnquartier um die Michaelskirche befand es sich dann in den Händen reichstädtischer Beamter. Es gehörte bis 1599 dem Ratschreiber MARX ASTFALK aus Reutlingen, dann dem Stadtschreiber JOHANN GEORG LÖCHNER und dessen Schwiegersohn JOHANN GLOCK aus Ingelfingen, der ebenfalls Stadtschreiber in Hall war.

Nach GLOCKS Tod erwarb der Schwabe JAKOB SEBASTIAN CAMMERER, Barbier und Chirurg, das Haus. CAMMERER war als Feldscher *in das Kriegswesen geraten*; 1633 hatte es ihn nach Hall verschlagen, wo er eine Chirurgenwitwe heiratete. Neu renoviert ging das Haus 1685 an den Haller Stadtarzt DR. JOHANN BALTHASAR FEYERABEND über, von dessen Erben es eine Apothekerswitwe kaufte, die es ihrem dritten Mann, dem Chirurgen JOHANN MELCHIOR HIRSCH zubrachte.

Diesen drei Medizinergenerationen folgten als Hausbesitzer wieder Beamte der Reichsstadt: der Jurist DR. JOHANN FRIEDRICH BONHÖFFER, der hällische Vogt zu Vellberg JOHANN CHRISTOPH HETZEL und sein Sohn BERNHARD GOTTFRIED, ebenfalls Amts-

vogt in Vellberg, dann der Ratskonsulent DR. FRIEDRICH LORENZ WILHELM MEJER – alle aus bekannten hällischen Familien. MEJER übergab das Gebäude seinem Schwiegersohn, dem Steuereinnehmer JOHANN FRIEDRICH LÖCHNER. Nach letzterem, der um 1800 das Haus gründlich renoviert – *umgeschafft und wirklich nach allen Teilen melioriert* – und sein Wappen über dem Portal angefügt hat, trägt es seinen heutigen Namen: Löchnerhaus.

Wenig später kam die Reichsstadt Hall an Württemberg. Wirtschaftlicher und kultureller Niedergang machte den Hallern zu schaffen. Viele gerieten in Gant (Konkurs), so auch die nächsten Besitzer des Löchnerhauses. Vom Rößleswirt DAVID PETER FRITZLIN übernahm es der Werkmeister GEORG ANDREAS KOLB, von diesem der Bäckermeister JOHANN JAKOB KÜBLER, dann erwarb es der ehemalige Kronenwirt JAKOB REISS. Dessen Tochter BERTA REISS lebte hier, bis sie 1942 im Alter von 73 Jahren nach Theresienstadt deportiert wurde.

1952 ging das denkmalgeschützte Gebäude ganz in das Eigentum der Stadt Schwäbisch Hall über.

Im Verlauf seiner vielhundertjährigen Geschichte wurde das Löchnerhaus mehrmals umgebaut, so 1685, als der Rat der Stadt die große eichene Mittelstütze der Eingangshalle erneuern ließ. Im 18. Jahrhundert wurden verschiedene Räume barockisiert, das Fachwerk verputzt, neue Fensterreihen eingesetzt. Die Renovierung der letzten Jahre hat auf eine Erneuerung des Fachwerks verzichtet und den Zustand des Hauses, den es am Ende der Reichsstadtzeit aufwies, wiederhergestellt.

Wappen des Johann Friedrich Löchner über dem Portal. Um 1800. (Foto: Haida)



Das Löchnerhaus nach der Renovierung. (Foto: Haida)

Gleichzeitig mit dem Einzug in die neuen Räumlichkeiten beging die Volkshochschule Schwäbisch Hall ihr 30jähriges Bestehen. Vor fast 60 Jahren – 1919 – war in Hall schon einmal eine Volkshochschule gegründet worden, und zwar auf Initiative von THEODOR BÄUERLE, der im Lande die Volkshochschulidee kräftig vorantrieb. Damals bot man hauptsächlich Vorträge, Theateraufführungen und Konzerte an, brachte bürgerliches Bildungsgut unter die Leute. Diese erste Gründung hatte keinen sehr langen Bestand. Sie verschwand mit der Inflation 1923 sang- und klanglos – ein Vorgang, der auch in anderen Städten des Landes zu beobachten war.

Die Neugründung der Volkshochschule Schwäbisch Hall 1947 hatte keinen direkten Bezug zu dem Vorgänger von 1919. Sie entstand diesmal durch die Initiative des Haller Landrats ERICH DIETZ, der ein Kuratorium berief, dem u. a. die Hausfrau KLÄRE



Die Eingangshalle mit der eichenen Mittelsäule von 1685 vor der Renovierung.
(Foto: Städtisches Hochbauamt Schwäbisch Hall)

Die Eingangshalle nach der Renovierung.
(Foto: Atelier Kub)



FETSCHER und der Oberstudiendirektor DR. GERHARD STORZ angehörten. Ihr erster Leiter war OTTO UHLIG, Vorstand des Arbeitsamtes Schwäbisch Hall (später Stuttgart).

1948 konstituierte sich die Haller Volkshochschule als Verein. Wieder waren es Vorträge, aber auch Arbeitsgruppen, die als Kernveranstaltungen angeboten wurden. Einheimische Dozenten vor allem, aber auch viele mehr oder weniger berühmte, sachkundige Zeitgenossen von außen bestritten das Programm, das einem «ausgehungerten» Publikum besonders Themen aus den Bereichen von Kunst und Kultur vorsetzte. Themen mit politischer und sozialer Tendenz waren zu Beginn kaum gefragt. Nach den sieben ersten, den «fetten», Jahren in der Geschichte der Haller Volkshochschule kamen Zeiten der Stagnation, die sieben «mageren» Jahre, die von der Bevölkerung kaum mitgetragen waren, den nebenberuflichen bzw. ehrenamtlichen Mitarbeitern aber ein hohes Maß an Idealismus und Stehvermögen abverlangten.

Schließlich, 1966, erhielt die Volkshochschule erstmals einen hauptamtlichen Leiter, KLAUS HELLER, der dem Institut bis heute vorsteht. Das Programm wurde alsbald erweitert und vertieft, in größere Zusammenhänge gestellt. Zu den gewohnten Themen traten z. B. solche aus den Bereichen von Recht, Medizin, Psychologie, traten weitere Sprachkurse und vor allem auch Kurse mit kreativen Fächern. Mehr und mehr kamen jetzt auch die politischen und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen wieder zum Zug. In sechs Kreisgemeinden entstanden Außenstellen der Volkshochschule Schwäbisch Hall. 1970 erhielt das Institut neben dem Leiter einen hauptamtlichen Geschäftsführer, 1976 einen pädagogischen Mitarbeiter. Die Bildungs- und Kulturarbeit (z. B. Dichterlesungen, Ausstellungen, regelmäßige Vorführungen ausgewählter Filme) wurde durch die Ausbildungs- und Fortbildungsarbeit ergänzt (Vorschule, Erwachsenenbildung für die Berufsarbeit).

Für alle diese Aktivitäten wurden die bisherigen Räumlichkeiten im Hospital zum Heiligen Geist und dann im alten städtischen Feuerwehrmagazin zu klein. Mit dem Löchnerhaus in der Klosterstraße steht der Volkshochschule Schwäbisch Hall jetzt ein zentral gelegenes Domizil zur Verfügung, das nicht nur über genügende Verwaltungsräume, sondern auch über einige Hörsäle verfügt, so daß viele Kurse im eigenen Haus abgehalten werden können. Die Stadt Schwäbisch Hall aber würdigte mit der Überlassung des Löchnerhauses an die Volkshochschule deren Arbeit, die aus dem kulturellen Angebot dieser Stadt nicht mehr wegzudenken ist.

Das Alte Plochinger Rathaus am neugeschaffenen Marktplatz

Stefan Pfitzer

Die Stadt Plochingen hatte schon bisher als dominierendes, baugeschichtlich wertvolles Wahrzeichen die Wehrkirche St. Blasius vorzuzeigen. Ein Bauwerk, das auf einer Anhöhe über dem Zusammenfluß von Fils und Neckar weithin sichtbar ist. Dieses Baudenkmal wird nun ergänzt durch das umgesetzte Alte Rathaus am neugeschaffenen Marktplatz. Ein Bereich, in dem bisher eigentlich nur die gotische Ottilienkapelle daran erinnerte, daß hier der alte Kern der Stadt lag.

Erst in diesem Jahrzehnt konnte Plochingen nach dem Hafengebäude und der Anlage größerer Wohnsiedlungen auch an die Sanierung und an den Umbau des Stadtkerns zu einem leistungsfähigen Dienstleistungszentrum herangehen. Zunächst war es notwendig, den Durchgangsverkehr aus dem Stadtzentrum herauszunehmen. Dazu wurde als erstes die neue Schorndorfer Straße gebaut. Dieser Straßenbaumaßnahme stand das Alte Rathaus im Wege. Am alten Standort lag es zwischen der historischen Straße Esslingen-Göppingen und ausgedehnten Eisenbahnanlagen. Diese stark befahrenen Verkehrswege nahmen dem Bauwerk jede Chance, am alten Platz wieder die notwendige Ausstrahlungskraft zu erlangen, geschweige denn wieder einen Mittelpunkt zu bilden. Früher wurde diese Randlage durch den Vorteil aufgewogen, die Hauptdurchgangsstraße des Ortes bis zur Mündung der Straße nach Schorndorf und die Neckarbrücke übersehen zu können. Übersicht und Überblick über das Geschehen am Ort waren schon immer wichtig für den Schultheißen und seine Gemeinderäte.

Seitdem der Überblick nicht mehr so sehr vom Blick aus dem Fenster abhing, die Verwaltungsaufgaben zunahmen und Erweiterungen des Gebäudes nicht mehr möglich waren, verlor der alte Standort seine Gunst. Schultheiß und Verwaltung zogen 1919 hangaufwärts in ein ehemaliges Schulhaus unweit der Ottilienkapelle. Das Alte Rathaus wurde zum Wohnhaus umgebaut.

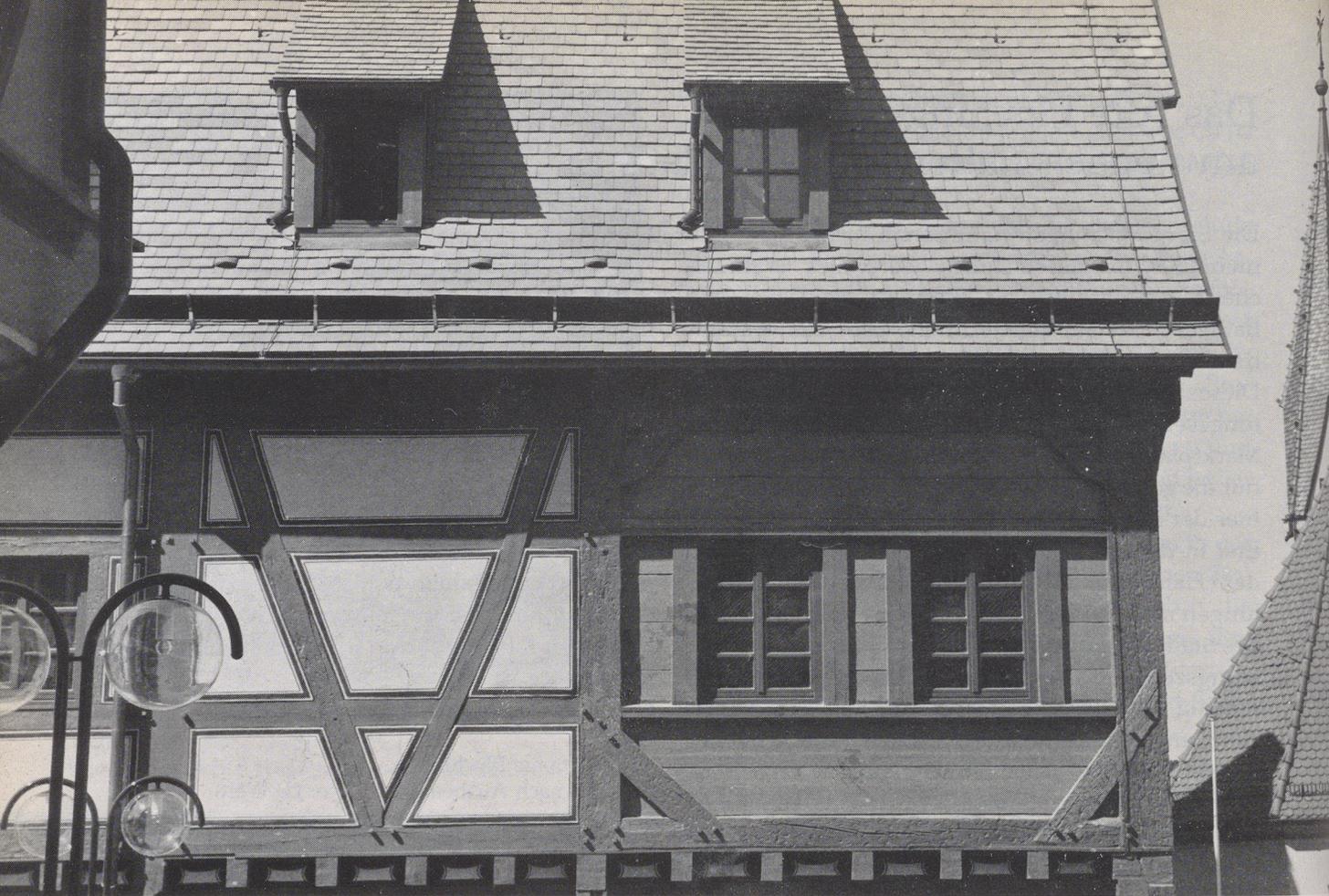
So stellte sich das seit langem verputzte Gebäude zunächst verhältnismäßig unscheinbar dar. Im Inneren war umgebaut worden, das Erdgeschoß wirkte niedrig durch die Anhebung des Straßenniveaus im Laufe der Jahrhunderte, ein technisches Versorgungsbauwerk verdeckte die Hauptfassade. Erste Fachwerkfreilegungen, besonders an der Schmuckfassade, verstärkten die Aufmerksamkeit des Landesdenkmalamtes, so daß das gesamte Fachwerk vom Putz befreit und auch die späteren

Einbauten herausgenommen wurden. Freilegung, Ausbeinung und die ausführliche Bauaufnahme ergaben folgenden Befund: Bei dem Alten Rathaus handelt es sich um einen Fachwerkbau aus der Zeit des Übergangs vom alemannischen zum fränkischen Fachwerkbau. Der alemannische Fachwerkbau geht – wie der Name sagt – auf den Einfluß der Besiedlung des süddeutschen Raumes durch die von Norden gekommenen Völkerstämme zurück. Diese Bauweise ist auch heute noch bis nach Skandinavien zurückzufolgen. Die typischen Merkmale sind die Rahmenkonstruktion, die durch die Ständer (zunächst nur eingegrabene Pfosten), das Rähm und (später) durch die Schwelle gebildet wurden.

Dieser Rahmen wurde durch liegende oder ste-

Altes Rathaus Plochingen.
Zustand nach Ausbeinung. (Foto: G. Welt)





Altes Rathaus Plochingen. Ostseite mit ehemaligem Schultheißenzimmer. (Foto: D. Pleil)

hende Bohlen ausgefüllt. Von diesem Grundprinzip ausgehend entwickelte sich der alemannische Fachwerkbau im 14. und 15. Jahrhundert zur weit- hin üblichen Baukonstruktion im süddeutschen Raum. Die Ausfachung durch Holzbohlen wurde durch Büge versteift, so daß auch mehrgeschossige Gebäude errichtet werden konnten. Zur Ausfachung wurde neben den Holzbohlen auch Mauerwerk und Putz verwandt. Erhalten blieben jedoch auch beim ausgemauerten Fachwerk die waagrechten Riegel, die von Ständer zu Ständer durchliefen. Zwischen diese Riegel wurden die Fenster eingesetzt.

Trotz der neuauftkommenden Ausmauerung blieb die Ausfachung mit Holzbohlen zur Betonung von besonders bedeutenden Räumen erhalten. Der Nachteil der schwierigen Wärmeisolierung wurde aus repräsentativen Gründen in Kauf genommen. Für die Hervorhebung von Repräsentativräumen an alemannischen Fachwerkbauten gibt es nur noch wenige erhalten gebliebene Beispiele. (Reichenau, Rathaus; Schwendi, Pfarrhaus). Daraus kann die besondere Bedeutung des Plochinger Alten Rathauses unter den alemannischen Fachwerkbauten gesehen werden.

Das ist besonders deutlich an den kräftigen, senkrechten Ständern (Stützen im Bereich der Außenwand) auf der Schauseite erkennbar. Im Bereich der ehemaligen (und heutigen) Repräsentativräume, Ratssaal und Schultheißenzimmer, wird die Ständerkonstruktion durch kurze, kräftige Büge aussteift. Ganz typisch wurde die Außenwand hier durch liegende Holzbohlen gebildet, die in die Ständer eingetutet sind. Die Büge sind mit dem Rähm bzw. der Schwelle (oberes bzw. unteres Holz, das mit den Ständern das Gefach bildet) durch eine Überblattung verbunden. Dabei ist interessant, daß die Überblattung noch im 16. Jahrhundert gesetzlich verboten wurde. Da die Stützweite der Ständer bis über vier Meter beträgt, mußte das Rähm verdoppelt werden.

Im Erdgeschoß und im zweiten Obergeschoß sind die Büge bereits fränkisch geschweift. Hier wurde anstelle einer Überblattung schon eine Verzapfung vorgenommen. Besondere Beachtung fanden die sehr kräftigen Knaggen, das sind die Vorsprünge an den Eck- und Bundständern, die den Übergang bilden zum auskragenden Deckengebälk des darüber gelegenen Geschosses. Die Knaggen des Erdgeschosses sind mit den Ständern zusammen aus ei-

nem Holzblock gearbeitet, wobei Kantenlängen bis zu 60 cm notwendig waren.

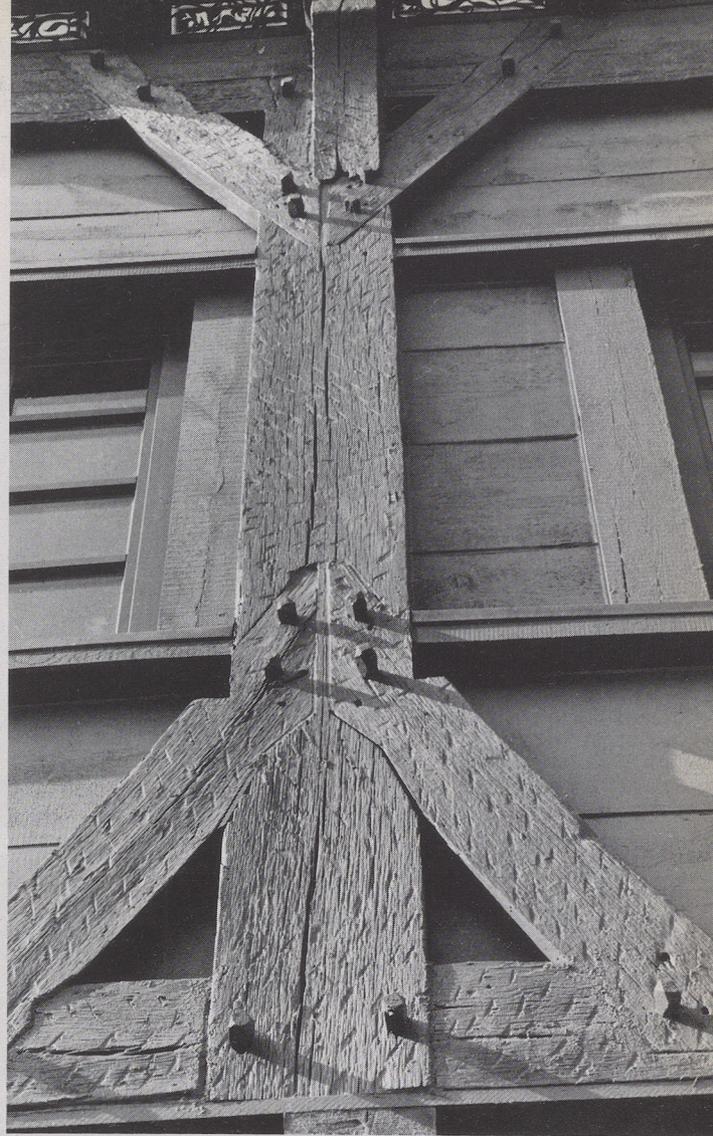
Insgesamt ist das Alte Rathaus ca. 16 Meter lang und 11 Meter breit. Die Konstruktion gliedert sich in drei Längs- und vier Querachsen, die auch die Grundrisse bestimmten. Noch heute sind die ursprünglichen Funktionen der zwei Repräsentativräume, Schulheizenzimmer und Ratssaal, innen und außen erkennbar. Das Achsmaß beider Richtungen des Zimmers ist deutlich größer als das des Ratssaales, der dafür in Breite und Tiefe jeweils zwei Achsen einnahm. Im Innern ist auch heute an den Nuten der Stützen in diesem Bereich deutlich erkennbar, daß dieselbe Bohlenwandkonstruktion, die diese Räume nach außen hin abschließt, auch zur Abtrennung der Räume im Innern verwandt wurde. In den Achsen des Saalbereiches war, sicher zur besonderen Betonung dieses Raumes, die Mittelstütze weggelassen worden. Die genaue Funktion der übrigen Flächen im Saalgeschoß konnte nicht geklärt werden. Das Erdgeschoß stand wohl weitgehend frei, dafür sprechen auch schon frühe Marktordnungen, die ausdrücklich den Verkauf bestimmter Waren im Erdgeschoß des Rathauses vorsahen.

Die klare Einfachheit der Konstruktion, zusammen mit der daraus entwickelten äußeren Ablesbarkeit der inneren Funktion stellen heute den besonderen Wert des Gebäudes dar. Sehr klar war auch die Wahl des Holzmaterials. Die gesamte tragende Grundkonstruktion besteht aus Eiche; Decken, Dach und ausfachende Balken bestehen aus Weichholz.

Die Bauzeit konnte noch nicht exakt bestimmt werden, angenommen werden muß die Zeit um 1520 bis 1530. Erstmals urkundlich erwähnt wurde das Rathaus im Jahre 1538.

Das Ergebnis der Untersuchungen entfachte lebhaft Diskussionen um das weitere Schicksal des Bauwerkes. Dabei war es zumindest verständlich, daß nicht jeder dem damals schon ausgebeinten Gerippe viel abgewinnen konnte.

Es wurde jedoch bald deutlich, daß schon aus heimatgeschichtlichen Gründen das Alte Rathaus nicht auf der Müllkippe enden durfte, nachdem in diesem Hause die Geschehnisse Plochingens weit über 400 Jahre lang bestimmt worden waren. Hinzu kamen baugeschichtliche und denkmalpflegerische Argumente. Das Landesdenkmalamt stellte ausdrücklich fest, daß das alemannische Fachwerk dieses Hauses überregionale Bedeutung habe und im Neckargebiet in dieser ausgeprägten Form so gut wie einmalig sei. Die Überlegung, das Gebäude am ursprünglichen Standort zu renovieren, führte – wie schon beschrieben – zu keinem Ergebnis. Das Landesdenkmalamt schlug daher – trotz Bedenken – eine Um-

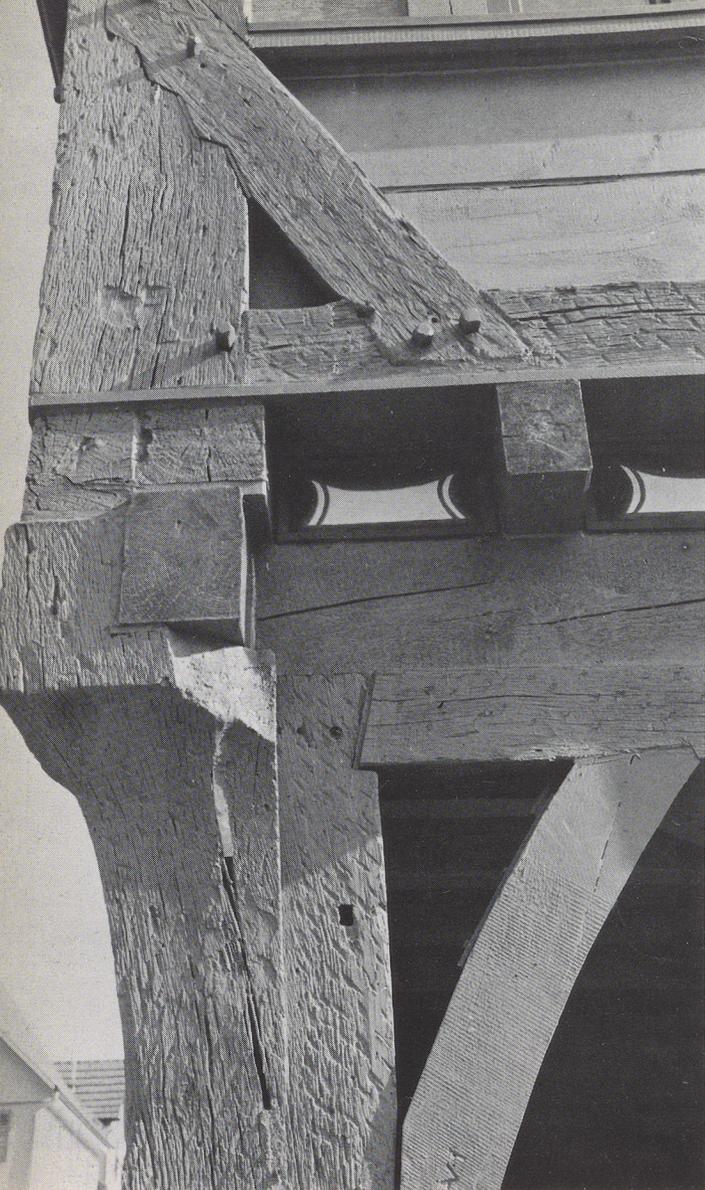


Ausschnitt von der Schauseite mit dem Ratssaal. Alemannischer Ständer mit überblatteten Bügen; ornamentale Ausmalung zwischen den Balkenköpfen. (Foto: D. Pleil)

setzung vor. Diese grundsätzlichen Bedenken gehen u. a. davon aus, daß in der Regel nur am ersten Standort ein Maximum an Originaltreue erhalten werden kann. Normalerweise kann auch nur dort der Bezug zur Umgebung gewahrt bleiben. Für einen Wiederaufbau an anderer Stelle sprach der besondere Vorzug des ca. 200 m entfernten neuen Standortes.

Hier konnte das Rathaus wieder seine ursprüngliche Funktion erhalten und mit den umgebenden Gebäuden einen neuen Marktplatz bilden. Weiter konnte argumentiert werden, daß an dieser Stelle in jedem Fall ein öffentliches Gebäude den Platz schließen mußte.

Um die Bevölkerung an der Umsetzungsentscheidung zu beteiligen, wurde die Frage in einer Bürgeranhörung diskutiert; das Ergebnis war eine breite Zustimmung zu dem Projekt. Es bildete sich sogar spontan eine Bürgeraktion für die Umsetzung des



Eckständer über Eckknagge aus dem massiven Eichenholz herausgearbeitet. (Foto: D. Pleil)

Alten Rathauses, deren Spendenaufruf eine sechsstellige Erfolgsquote hatte.

Der Abbau mußte sehr sorgfältig vom Zimmermann vorgenommen werden. Dabei zeigte sich, daß die Eichenhölzer zu mehr als 80 Prozent wieder verwendet werden konnten. (Die Weichholzteile mußten vollständig erneuert werden.) Sie wurden unmittelbar zum Abbindeplatz des Zimmermanns gebracht, wo sofort mit der Vorbereitung für den Wiederaufbau begonnen wurde. So konnte nach wenigen Monaten der Wiederaufbau nach den Unterlagen der Bauaufnahme und ergänzenden Rekonstruktionsplänen am neuen Standort beginnen.

Verwundert wurden oft die Arbeiten beobachtet. Besonders wenn der Kran die kräftigen Ständer und Pfetten aufsetzte. Dabei blieb es der Vorstellungskraft überlassen, wie solche Vorgänge vor 400 Jahren mit den damaligen technischen Möglichkeiten bewerkstelligt wurden.

Beim Anblick des stattlichen Bauwerks wich nach und nach die letzte Skepsis gegenüber dem Projekt. Großes Aufsehen erweckte jedoch die Fassung, die Farbe des Gebälkes. Der Restaurator hatte am Gebälk die Originalfarbe auffinden können, ein Ochsenblutrot, das wieder aufgebracht wurde. Bemerkenswert ist, daß es sich ursprünglich nicht um einen Anstrich mit frischem Ochsenblut gehandelt hat; damals wurde lediglich das abgesetzte Blutplasma als Bindemittel eines Kalk- und Farbgemisches verwandt.

Die rote Farbe an Fachwerkhäusern wurde zunächst auch vom Fachmann als sehr ungewohnt empfunden. Wohl deshalb, weil im Laufe der Architekturgeschichte, besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Farbigekeit stark an Bedeutung verloren hatte. Die Idee der «natürlichen» Materialien hatte nicht nur bei der ersten Fachwerkrenaissance dieses Jahrhunderts im Jugendstil zu naturfarbenen belassenem Gebälk geführt.

Ein heute leicht einsichtiger Umstand hatte auch bei Fachleuten dazu geführt, daß bis vor wenigen Jahren an restaurierten Fachwerkhäusern die Fassadengestaltung verfälscht wurde. Der bessere Erhaltungszustand der Balkenfarbe auf dem Kalkputz der Randstreifen der Gefache hat nämlich ganze Architekten- und Denkmalpflegegenerationen irritiert. Es war angenommen worden, daß früher die Ränder der Gefache farbig gefaßt waren. Tatsächlich wurde die rote Holzfarbe auch dazu benutzt, die Balken breiter, stärker erscheinen zu lassen, indem Wandstreifen mitgestrichen wurden.

Beim Alten Rathaus wurden die Gefache durch schwarze Linien betont. Auffallend sind die Ausmalungen der kleinen Gefache zwischen den Balkenköpfen. Hier wurden nach Befunden die ursprünglichen Ornamente wieder aufgebracht. Besonders attraktiv wirken die Ausmalungen am Schaugiebel, der selbstverständlich beim Wiederaufbau zum Marktplatz hin orientiert wurde. Hier bilden Pflanzenteile das Motiv.

Am Marktplatz wurde das Haus im Erdgeschoß teilweise wieder freigestellt, so daß sich dieser Platz, zusammen mit dem anschließenden Fußgängerbereich, unter das Gebäude bis in das – nur durch gegliederte Glaswände umschlossene – Foyer hineinzieht.

Eine (neue) eichene Holzterrasse führt heute in das Repräsentativgeschoß mit dem Gemeinderatssaal. Im ersten Dachgeschoß befinden sich Nebenräume und ein weiterer – kleinerer – Sitzungssaal.

Zusammen mit dem sogenannten Frühmesserhaus, einem Neubau, an dem die reichgeschnitzte Renaissance-Fachwerkfassade eines abgebrochenen



Der neugeschaffene Plochinger Marktplatz mit dem hierher versetzten Alten Rathaus, dem GRAFschen Haus und dem neuen Stadtbrunnen von KARL-ÜLRICH NUSS. (Foto: D. Pleil)

Hauses aus der unmittelbaren Nachbarschaft vorgeblendet wurde, und der Ottilienkapelle bestimmt nun das Alte Rathaus den neugeschaffenen historischen Marktplatz der Stadt Plochingen. Dieser Platz, der gegenüber der oft überschwemmten Nektartalaue leicht erhöht liegt, hatte schon immer eine besondere Bedeutung. Vor der christlichen Ottilienkapelle kann hier eine heidnische Kultstätte angenommen werden. Später entstanden dort das Schulhaus, das Haus des Geistlichen, das kürzlich renovierte GRAFsche Haus eines für die Ortsgeschichte bedeutenden Bürgermeisters und weitere Häuser, deren beschnitztes Fachwerk auf die Besonderheit dieser Lage hinwies.

So ist durch die Wiederherstellung historischer Bausubstanz ein Treffpunkt entstanden, der von den Bürgern gerne angenommen wird und für Besucher eine besondere Attraktion bildet.

Der neue Marktplatz und das Rathaus fördern die Verbundenheit der Bevölkerung mit ihrer Stadt.

Literatur

DR. N. BONGARTZ: Wiederaufbau des Alten Rathauses in Plochingen. (Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, 1977). – A. PHLEPS: Alemannischer Fachwerkbau. Wiesbaden 1967. – H. WENGETER: Ochsenblut – eine Farbe? (Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, 1978). – D. WURSTER: Heimatgeschichte Plochingen. Plochingen 1949.

Hans Hartenstein

Ein preußischer Schwabe

Theodor Pfizer

Preußische Schwaben hat es immer wieder gegeben, so wenig zunächst die Schwaben den Preußen verwandt zu sein scheinen, auch wenn man gelegentlich von ihnen als «Südpreußen» spricht, die in Preußen erdachte, in Bayern verachtete Gesetze gewissenhaft ausführen.

Wahrscheinlich würde auch der, dessen Umriss hier nachgezeichnet werden sollen, lächelnd eine solche Bezeichnung für sich akzeptieren. Es gab und gibt nicht wenige Schwaben, bei denen das, was ihr Schwabentum ausmacht – die kritische und selbstkritische Behutsamkeit, das Verwurzelte sein im Heimatboden, der Dialekt, mindestens im Sprachkolorit unüberhörbar, der Drang nach Freiheit, auch der Männerstolz vor Königsthronen – verbunden ist mit einer gewissen Engstirnigkeit. Aber dann ist da mit preußischem Wesen übereinstimmend auch der Fleiß, das wahrhaftige Sich-hingeben an eine Aufgabe, an einen Beruf bis hin zum fast besessenen Sich-selbst-darin-Aufgeben, das Zurückstellen der eigenen Person hinter die Sache, die Sparsamkeit im Kleinen und Alltäglichen, die Schlichtheit in der Lebensführung, der Mut und die Zähigkeit, wie sie sich unter anderem im zermürbenden Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs zeigten und bewährten und Württemberger und Preußen zu den besten Soldaten machten.

Natürlich gab es zwischen Schwabentum und Preußentum neben Gemeinsamem auch manche Unterschiede. Württemberg hätte vermutlich nicht, wie Preußen es 1810 tat, in Notjahren eine neue Universität gegründet; und zur schwäbischen Enge gehört auch, daß man wertvolle Kunstsammlungen wie die der Brüder BOISSERÉE nicht im Lande festhielt oder daß man seine Eisenbahnen sparsamer ausstattete als Preußen es tat. In Berlin andererseits wären wohl kaum, wie es zwischen 1928 und 1932 in Stuttgart geschah, vier Minister in einem Kraftwagen zur Kabinettsitzung gefahren.

Es soll versucht werden, das Bild eines uns längst entrückten Mannes als Beispiel preußischen Schwabentums zu schildern, als Typus einer nun vergangenen Zeit; denn Preußen hat als Land aufgehört zu sein. Indessen mag es gerade in Schwaben noch Männer geben, die ein Stück Preußen verkörpern; die als «Soldaten» im zivilen Bereich für den Staat leben wollen und in diesem Dienst ihre Lebenserfüllung sehen. Freilich kann sich ein solches Dienen auch in pedantischem Fleiß, einer Verengung des Blicks, im Fehlen eigenen Gestaltungswillens ä-

ßern, oft durch ein vom Pietismus geprägtes, nicht immer aufrichtiges Denken, so wie in Preußen der Potsdamer Exerzierplatz eine Grenze bedeutete.

Es gibt dennoch einen direkten Weg von FRIEDRICH WILHELM I, dem Former des preußischen Staates, bis zu OTTO BRAUN, der fast zwölf Jahre lang sozialdemokratischer Ministerpräsident im Preußen der Weimarer Republik war.

Die Darstellung gilt HANS HARTENSTEIN, einem preußischen Schwaben, der zu früh seiner Familie, seinen Freunden, seiner Arbeit, seinen reichen Möglichkeiten entrissen wurde, einem, dem das Geschick die ganze Lebenserfüllung versagt hat, der in der begrenzten Spanne von 47 Jahren – vom 8. Juli 1897 bis zum 17. Mai 1944 – Bedeutendes geleistet hat, aber nicht mehr zum vollen Wirken sich entfalten konnte.

Wie schwer solch ein liberaler Schwabe und zugleich strenger Preuße es seit 1933 und besonders im Zweiten Weltkrieg hatte, zeigt ergreifend der letzte Brief an seine Frau vom Januar 1944. Er spricht davon, daß sie und er im Denken und Fühlen während ihrer Ehe in der Tat einander ähnlicher geworden seien; doch habe er die Sorge, daß auf politischem Gebiet wir uns bei Deinem kompromißlosen Radikalismus eher voneinander entfernen. Ich bin ja nun einmal in diesem Krieg zu einer höchst zwiespältigen Haltung verurteilt, unter der ich vielleicht mehr leide, als man mir anmerkt: innen- und außenpolitische Wünsche stehen in einem unlösbaren Widerspruch, wobei die außenpolitische Haltung stärker, als ich das in unserem Kreise zuzugeben pflege, von einer instinktmäßigen Abwehr der militärischen Niederlage bestimmt ist (und weniger von den nach außen mehr betonten Sorgen vor dem Bolschewismus), wie denn überhaupt mein altes Soldatentum einen starken irrationalen Faktor bei mir bildet und der fehlende Widerklang dieses Gefühls in unserem Freundeskreis mich oft schmerzt . . . Ob noch einmal ein deutsches Reich mir die Möglichkeit geben wird, mit vollem Einsatz für den Staat zu arbeiten? Wenn auch wohl auf einem verlorenen Posten. Aber dann wäre ich doch aus diesem lähmenden Widerspruch heraus.

Die Ahnen HANS HARTENSTEINS sollen hier nicht geschildert werden. Aber gewiß ist als Erbe des Vaters GUSTAV HARTENSTEIN vieles in sein Leben, Denken, in die Art seines Handelns eingegangen. Dieser Vater gehörte zu den profilierten württembergischen Oberbürgermeistern; er hat mehr als ein Vierteljahrhundert lang – von 1897 bis zu seinem Tode 1926 – die Geschicke der Garnisonsstadt Ludwigsburg

gelenkt. Im Vergleich zur Einwohnerzahl war Ludwigsburg eine der größten Garnisonen; hier lagen vor dem Ersten Weltkrieg neben einem Infanterieregiment zwei Artillerie- und zwei Kavallerieregimenter, ein Trainbataillon, Depots, ein Divisions- und drei Brigadestäbe. Ludwigsburg, das «schwäbische Potsdam», entsprach dieser Apostrophierung im Blick sowohl auf die militärische Entfaltung der Stadt wie auch auf die Vergangenheit im ausgehenden Barock zu Zeiten EBERHARD LUDWIGS und CARL EUGENS mit allem, was damals zu einer Hofhaltung gehörte.

Es war für einen Oberbürgermeister eine schwierige Aufgabe, diese so einseitig geformte Stadt nach dem Zusammenbruch 1918 nicht in träumender Rückgewandtheit erstarren zu lassen. Wohl wurde sie wieder Garnisonsstadt der kleinen Reichswehr; aber das stand in keinem Verhältnis zu dem früheren militärischen Leben. GUSTAV HARTENSTEIN hat den Umbau der Stadt energisch, zugleich behutsam durchgeführt, durch eine Politik der Eingemeindungen, durch sinnvolles Verwerten militärischer Gebäude und Anlagen, durch das Ansiedeln neuer, das Verstärken bestehender Industrie- und Handelsbetriebe, unter anderem auch durch das Wiederbeleben der Porzellanmanufaktur. Er hat über die Stadt hinaus Ansehen im Land erworben: seit 1912 war er Abgeordneter der Demokratischen Partei im Landtag, dann in der Verfassunggebenden Landesversammlung 1919/20, Mitglied des Staatsgerichtshofs und Abgeordneter von Marbach in der württembergischen evangelischen Landessynode.

Für HANS HARTENSTEIN bildeten die Persönlichkeit und das administrative und politische Aufgabenfeld des Vaters eine wichtige Basis für sein politisch-verwaltungsmäßiges Lernen, das neben der Schulzeit auf dem Ludwigsburger Gymnasium mitbestimmend für ihn war. Mit wachen Sinnen und brennendem Interesse hat er schon als Tertianer politische Gespräche im Haus verfolgt. In diese politisch bewegten, aber scheinbar gesicherten Jahre vor und nach der Jahrhundertwende brach dann der Erste Weltkrieg ein – von vielen geahnt und doch nicht als denkbare Möglichkeit empfunden.

HANS HARTENSTEIN hat am 1. August 1914 als 17jähriger ein Tagebuch begonnen, in dem überraschende Einsichten festgehalten sind. Manches ist in der Sprache der Zeit niedergeschrieben, fast immer aber im Zeichen größerer Reife im Vergleich zu seinen Altersgenossen. Die Mobilmachung in der Garnisonsstadt, umlaufende Gerüchte, Spionagepsychose, aufschäumender Patriotismus schlagen sich in den Blättern nieder; aber er spricht von einer *ersten* Begeisterung, vermerkt eine Protestver-



sammlung der Sozialdemokratie gegen den Krieg, die mit dem von ihm gebilligten Bekenntnis endet: *Kommt es zum Krieg, so wird jeder Sozialdemokrat seine Pflicht und Schuldigkeit tun.* Er fühlt, daß es sich um einen noch nie dagewesenen Krieg handelt mit seinen verheerenden Gewalten. Die Verkündung der Mobilmachung auf den Straßen Ludwigsburgs hat als Echo, wie es im Tagebuch heißt, *kein Hurra, nur ernstes Schweigen.* Die Menschen scheinen die Tragweite dieser Nachricht zu verstehen. Er erlebt den Abschied des Königs von den Ludwigsburger Regimentern, hört dessen in Tränen erstickte Ansprache, hilft wie alle Primaner beim Transport von Waffen und Ausrüstungen von den Depots in die Kasernen oder beim Quartiermachen und versucht sich schon zu Beginn des Krieges ein Bild vom militärischen Geschehen durch das Lesen auch französischer Zeitungen zu machen, wobei er schnell strategische Einsichten gewinnt. Das Schicksalsgewicht der Marneschlacht erkennt er trotz der verschlüssel-

ten deutschen Heeresberichte und schreibt am 17. September 1914: *An der Marne noch immer keine Entscheidung, obwohl diese Schlacht für den ganzen Krieg von so großer Bedeutung ist.* Beim Jahreswechsel 1914/15 finden sich Bemerkungen auch zur politischen Weltlage und immer wieder der Wunsch, doch bald als Freiwilliger angenommen zu werden. Nach mancherlei Schwierigkeiten – für den noch nicht 18jährigen mußte die väterliche Einwilligung vorliegen – wurde er im März 1915 als Freiwilliger bei einer Ersatzformation der Artillerie eingestellt, nicht bei der von ihm damals ersehnten Infanterie, deren unmittelbarer Frontaufgabe er sich lieber gewidmet hätte; im August hofft er, bald mit dem als Reserveoffizier ebenfalls bei der Artillerie dienenden Vater zur Front gehen zu können. Diese Tagebuchaufzeichnungen enden im Herbst 1915, als er ins Feld rückt nach knapp achtmonatiger Ausbildung in der Heimat. Er wird einem neu gebildeten Landwehrfeldartillerieregiment zugeteilt, das in den Argonnen bei der zweiten württembergischen Landwehrdivision eingesetzt ist; ihr fällt die Aufgabe einer Flankendeckung während der Schlacht um Verdun zu. Dann aber kommt er zur 26. württembergischen Infanteriedivision, einer «fliegenden Division», die den Vormarsch über die Argonnen bis Verdun mitmacht, im Herbst 1914 beim Wettlauf zum Meer nach Flandern, im Dezember nach Rußland, im Herbst 1915 nach Serbien, dann in die Stellungskämpfe an verschiedenen Teilen der Westfront geworfen wird: Ypern, Somme, Arras, Flandernschlacht.

Die Division ist dann eine der sieben deutschen Angriffsddivisionen im Feldzug gegen Italien im Spätherbst 1917 mit dem berühmten Durchbruch zwischen Flitsch und Tolmein. Es war einer der am meisten geglückten deutschen Feldzüge, bei dem es gelang, zwei italienische Armeen aus dem Felde zu schlagen und dabei rund 300 000 Gefangene zu machen. Noch nach vielen Jahren hat HANS HARTENSTEIN beinahe mit Glanz in den Augen den Durchbruch im Gebirge, den stürmischen Vormarsch nach Cividale mit dem Blick auf die Türme Venedigs geschildert. Er war mit 19 Jahren Leutnant geworden, zunächst als Batterie-Offizier, später Beobachtungsoffizier, im letzten Teil des Krieges als Abteilungsadjutant eingesetzt.

Nach dem Vormarsch in Italien kommt für die Division eine Ruhezeit im Elsaß bis Mitte März 1918; sie dient der Vorbereitung auf die Angriffsschlacht in Frankreich. Die 26. Division erlebt sie vom 21. März bis zum 6. April, dann beim Juliangriff auf Reims; darauf folgen die Rückzugskämpfe vor und in der Hundingstellung, zum Schluß bis zur Antwer-

pen-Maas-Stellung. Eine Feldpostkarte vom 11. November berichtet vom Waffenstillstand mit dem ersten Gefühl: «Gott sei Dank», aber auch von der Sorge um die Heimat, um den Vater, den er als Oberbürgermeister in den Revolutionstagen besonders gefährdet wähnt.

Die Briefe von HANS HARTENSTEIN aus dem Feld an die Eltern – fast lückenlos erhalten – sind bewegende Zeugnisse des 18- bis 21jährigen, der als ein im Krieg zum Mann Gereifter den Eltern von allen Situationen, in Feuer- oder Ruhestellung, an Kampftagen oder auf dem Marsch regelmäßig berichtet, auch in Stunden, die eigentlich kaum Zeit zum Briefschreiben lassen. Man hört von all dem, was der Krieg für einen Soldaten mit sich bringt: von Kälte, Regen, Schmutz, Ungeziefer, von dem ihm einmal gestohlenen Sold, vom Tod von Freunden und Kameraden, alles in Gelassenheit, oft mit dem ihm eigenen trockenen Humor dargestellt; von den Gefahren schreibt er wenig, um die Eltern nicht zu ängstigen, höchstens einmal nachträglich: *fast wäre ich gestern schwer verwundet worden.* Das Eiserne Kreuz glaubt er weit weniger als andere verdient zu haben, obwohl er sich über die Auszeichnung freut. Gelegentlich meint er, als Artillerist, der reiten dürfe, müsse man sich vor dem marschierenden Infanteristen und Pionieren fast schämen.

Aus den Briefen spricht ein wacher kritischer Sinn für die größeren militärischen und politischen Zusammenhänge. Nach der steckengebliebenen Verdun-Offensive schreibt er im Mai 1916 von einer bedrückenden allgemeinen Mutlosigkeit: *Keiner da draußen glaubt mehr recht an einen Sieg, einen endgültigen Sieg. Es wird enden mit einem matten Status quo ante, etwa wie nach dem 7jährigen Krieg,* und er fragt den Vater, ob er noch an einen glücklichen Ausgang glaube. Das Friedensangebot im Dezember 1916 betrachtet er skeptisch, ebenso die russische Revolution, wobei er freilich meint, wenn jetzt ein Frieden mit Rußland möglich wäre, käme man vielleicht doch noch zu einem siegreichen Ende.

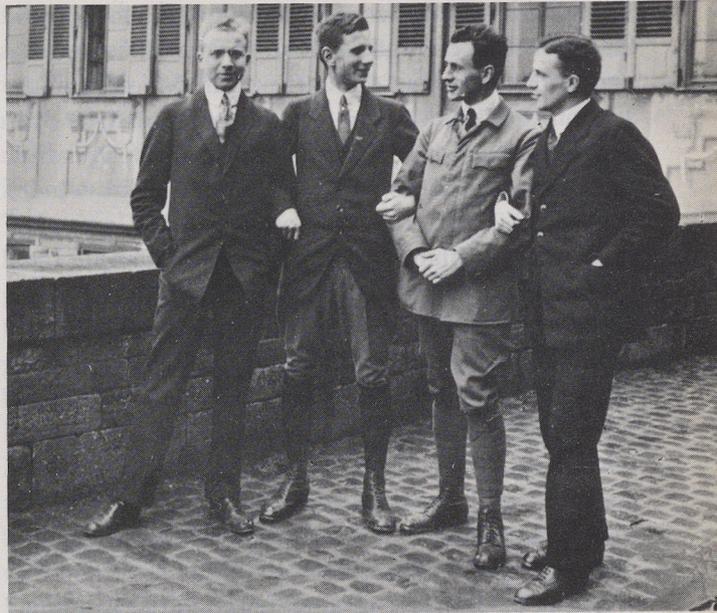
Schon am 9. April 1918 ist er trotz der großen taktischen Erfolge der deutschen Frühjahrsoffensive im Westen nachdenklich gestimmt über den stehengebliebenen Angriff, der das Ziel, die englische von der französischen Armee zu trennen, nicht erreicht hat. Anfang August 1918, nach der FOCHschen Gegenoffensive, äußert er: *Wenn der Franzose nicht so schlapp wäre, könnte er längst am Rhein sein.* Von HINDENBURG, der eine Parade seiner Division abnimmt, empfängt er einen großen Eindruck: Figur, Stimme, die Ansprache an die Truppe erwecken Vertrauen. Und trotz seines grundsätzlichen Glaubens an die militärischen Fähigkeiten von LUDENDORFF vermag

er Zweifel nicht zu unterdrücken. Auch ob in den sich überstürzenden Ereignissen im Herbst 1918 Prinz MAX VON BADEN der richtige Reichskanzler sei, bezweifelt er; gegen ERZBERGER, der in das Kabinett eintritt, äußert er größte Skepsis.

Der Krieg ist beendet. HANS HARTENSTEIN ist dem Tod, der Verstümmelung oder Gefangenschaft entronnen. Noch im feldgrauen Rock beginnt er im Januar 1919 in Tübingen das Studium der Rechtswissenschaft. Er gehört zu einer Studentengeneration, wie es sie vorher nie gegeben hatte: in übervollen Hörsälen, zum Teil auf Stehplätzen, sind diese aus dem Krieg zurückgekehrten Studenten vom Durst nach Wissen und Wahrheit erfüllt, aufgeschlossen für alle Fragen der Wissenschaft und der geistigen Situation der Zeit. Zwar bestehen noch die alten studentischen Korporationen mit ihren Farben, Bestimmungsmensuren und Trinksitten, aber die nicht-farbentragenden und nicht-schlagenden Verbindungen werden deutlich bevorzugt; die Zahl der Nichtkorporierten wächst. HANS HARTENSTEIN war zunächst der Turnerschaft Hohenstaufia beigetreten, einer schlagenden Verbindung, der schon sein Vater angehört hatte. Bald aber spürt er, daß er in diesen Kreis nicht paßt, er steht der freideutschen Studentenbewegung im Grund viel näher; das ganze Korporationswesen ist ihm fremd und die Mensur, die er grundsätzlich ablehnt, ist nur einer der Gründe für seinen Austritt aus der Hohenstaufia. In einem langen Brief an den Vater bittet er um Verständnis für diesen Schritt und setzt ihm gewissenhaft seine Gründe auseinander.

Die ersten Semester sind für HANS HARTENSTEIN von einer schweren Krise überschattet. Ein Tagebuch, das er vom August bis November 1919 führt, veranlaßt durch den selbstgewählten Tod seines mit ihm in tiefer Freundschaft verbundenen Veters EBERHARD HARTENSTEIN, berichtet davon. Vieles, was sich in den Kriegsjahren aufgestaut hatte, ohne daß er sich dessen vielleicht bewußt war, bricht jetzt aus ihm heraus, auch die Suche nach Freunden und Freundinnen, die Fragen an das Leben und an den Tod; er ist zerrissen, gar verzweifelt und wird den Eltern gegenüber, wie er meint, ein Fremder. Sie ist rührend, diese Mischung von männlicher Härte und jugendlichem Zartgefühl.

Seinem Wesen gemäß studiert er mit aller Intensität in Tübingen, wo die Zivilrechtler WILHELM VON BLUME, der Schöpfer der württembergischen Verfassung, PHILIPP HECK und MAX RÜMELIN wirken neben dem Staatsrechtler CARL SARTORIUS und dem Nationalökonom Robert Wilbrandt. Für ein Semester geht er nach Freiburg, um die dortigen namhaften Juristen und Nationalökonomien, be-



Die ersten Geschäftsführer des Tübinger Studentenwerks: Robert Tillmanns, Hans Hartenstein, Fritz von Graevenitz und Lothar Löffler (von rechts)

sonders den Soziologen HERMANN KANTOROWICZ zu hören; aber auch der Schwarzwald lockt ihn wie in einem Münchner Semester der Skilauf im Hochgebirge, so wenig sein Studienfleiß darunter leidet. Vom Frühjahr 1921 an ist er ein Jahr lang «Studentensekretär», das heißt Geschäftsführer des Asta und der Tübinger Studentenhilfe. Diese Aufgabe übernimmt er von ROBERT TILLMANNS, mit dem er von da an sein ganzes Leben in guter Freundschaft verbunden bleibt. In enger Zusammenarbeit mit dem Vorstand der Studentenhilfe, dem Strafrechtler AUGUST HEGLER und anderen fortschrittlich-aufgeschlossenen Professoren meistert er die vielfältigen Aufgaben. Ein erster von ihm herausgegebener Arbeitsbericht der Studentenhilfe enthält – über die Sachdarstellung von Studentenküche oder Berufsberatung hinausgehend – schon gewisse grundsätzliche Erwägungen: das Sich-abwenden von bloßer Caritas, das Hinführen zur Selbsthilfe, das Entwickeln des Werkstudententums. Diese intensive Tätigkeit in der studentischen Selbstverwaltung hemmt seine Vorbereitung auf das erste juristische Staatsexamen nicht, das er im Frühjahr 1922 mit Auszeichnung besteht.

1921 verlobt er sich mit der Studentin der Nationalökonomie GRETE MAISCH, die im Sommer 1921 zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert und mit der er sich Ende 1922 verheiratet. Diese Ehe von zwei im Persönlichen, Geistigen, Politischen gleichgestimmten Menschen ist eine entscheidende Basis für HANS HARTENSTEINS ganzes Leben, die das Wort «glückliches Familienleben» längst nicht ausmißt. Sein erstes Ehejahr, während dessen HARTENSTEIN

als Justizreferendar vom Vorbereitungsdienst beurlaubt wird, verbringt das Paar in gemeinsamer Arbeit in Dresden, wo die «Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft», das spätere Deutsche Studentenwerk, ihren Sitz hat. Zu diesem Dresdner Jahr hatte ihn TILLMANNs gelockt, der seit seinem Studienabschluß, der Promotion zum Dr. rer. pol., in der Geschäftsführung der Wirtschaftshilfe tätig war. Das Inflationsjahr 1922/23 stellte die Geschäftsführung vor gewaltige Aufgaben, unter anderem vor die Frage der Wertsicherung der Werkstudentenverdienste, die mit Hilfe des Weltstudentenwerks gelöst werden sollte: ein Dollarfonds wurde eingerichtet, auf den telegraphisch die Ferienverdienste überwiesen werden konnten; sie mußten dann sofort in Dollars umgewandelt werden; andernfalls wäre in jenem Höhepunkt der Geldentwertung die harte Ferienarbeit im Bergwerk oder im Industriebetrieb sinnlos und das Weiterstudium vieler Studenten unmöglich gewesen.

Eine der Tagungen der Wirtschaftshilfe, auf denen solche Probleme – oft in internationalem Rahmen – erörtert wurden, fand Anfang 1923 in Tübingen statt. Diese Gelegenheit nützte HARTENSTEIN dazu, den Termin der mündlichen Prüfung zum Dr. jur. wahrzunehmen. Er promovierte bei dem väterlichen Freund SARTORIUS über «Die Eingemeindungen nach württembergischen Recht», angeregt durch die Eingemeindungspolitik des Vaters.

Nicht mehr während seiner Dresdner Arbeit hat HARTENSTEIN die Gründung der «Studienstiftung des deutschen Volkes» im Jahre 1925 erlebt, jene Institution, die wissenschaftlich hochbegabten und menschlich besonders profilierten Studenten ein Studium sichern will, zunächst nur für die von der Schule vorgeschlagenen Abiturienten, bald auch für Studenten, die den Hochschullehrern durch besondere Fähigkeiten auffielen. HANS HARTENSTEIN war vom Beginn der Studienstiftung bis zu ihrer politisch bestimmten Zwangsauflösung 1934 Mitglied des zentralen Arbeitsausschusses der Stiftung. Er hatte über die Aufnahme der vorgeschlagenen Stipendiaten zu entscheiden. Man war in diesem Kreis – wie auch in der nach 1948 neu gegründeten Studienstiftung – um höchste Gerechtigkeit bemüht. Neben einem katholischen Priester mit hochgeschlossenem Kragen saß ein Dissident, neben einem berühmten Ordinarius ein junger Referendar, neben dem Ministerialrat eines Kultusministeriums eine Studiendirektorin; sie alle rangen in oft harten, aber fairen Diskussionen, nach ungeschriebenen, aber von jedem respektierten Gesetzen um eine sinnvolle Auswahl, bei der Landsmannschaft, Glaubensbekenntnis, politische Weltanschauung

keine Rollen spielen durften, vielmehr allein die geistigen und menschlichen Qualitäten der Bewerber. HANS HARTENSTEIN war in diesem Kreis dafür bekannt, daß er auch bei «Fällen», die ihm in ihrer Ausprägung weniger lagen, eine unantastbare Gerechtigkeit walten ließ. Er hätte in der wiederbe gründeten Studienstiftung nach 1948 eine wichtige Stimme gehabt. Dafür arbeitete seine Witwe, die schon zu seinen Lebzeiten in der «alten» Studienstiftung als Gutachterin tätig war, als Mitglied des Auswahlausschusses jahrelang in der Studienstiftung mit und traf dort manchen alten Weggenossen wieder: etwa ADOLF GRIMME und WILHELM HOFFMANN. Der treue Freund ROBERT TILLMANNs, Mitbegründer der «neuen» Studienstiftung, starb schon 1955 als Minister im Adenauer-Kabinett.

Nach der Rückkehr HARTENSTEINs aus Dresden nach Stuttgart bildete sich im Winter 1923 im Rahmen gemeinsamer Vorbereitungen auf das zweite Staatsexamen ein Kreis gleichaltriger, auch gleichgesinnter Referendare, in dem Rechtsfälle, aber auch allgemeine Rechtsprobleme erörtert wurden. Über mehr als 50 Jahre hinweg hat sich, wenn auch in veränderter und nun wesentlich erweiterter Form dieser Juristenkreis erhalten; etwa dreimal im Jahr werden in ihm jeweils nach einem Referat rechtspolitische Fragen diskutiert. KARL HECK, der langjährige Bundesrichter, ist heute der einzige Lebende aus dem ursprünglichen Kreis. Im Jahre 1925 legte dann HANS HARTENSTEIN das Assessorenexamen ab, wiederum mit Auszeichnung.

Nun wurde HARTENSTEIN Regierungsassessor beim damaligen Oberamt Marbach; er hat diese Stelle nie angetreten, weil er sich entschloß, eine Aufgabe beim «Deutsch-englischen Gemischten Schiedsgerichtshof» in Berlin zu übernehmen. Diese Schiedsgerichtshöfe – es gab solche auch für Frankreich, Griechenland, Rumänien, Belgien, Polen, Jugoslawien, die Tschechoslowakei und Italien – beruhten auf Bestimmungen des Versailler Friedensvertrags. Vom deutschen Staatsvertreter wurden für das Reich die Prozesse geführt, in denen ein Bürger der genannten Staaten Ersatz für wirtschaftliche Schäden im Weltkrieg forderte. Die Aufgabe verlangte ein hervorragendes juristisches Urteilsvermögen und englische Sprachkenntnisse in dem Umfang, daß der einzelne Mitarbeiter englische Schriftsätze verfassen, nach Möglichkeit auch diktieren konnte. HARTENSTEIN mußte bei seinen Bewerbungsverhandlungen darauf hinweisen, daß seine englischen Sprachkenntnisse sehr begrenzt seien; er hatte auf dem Gymnasium in Ludwigsburg neben den alten Sprachen Französisch gelernt; aber man erwiderte ihm, daß man eine Sprache lernen könne, ein guter

Jurist aber sein müsse. Tatsächlich hat er sich, nachdem er diese Aufgabe übernommen hatte, in den Abendstunden die englische Sprache erstaunlich schnell angeeignet.

Von 1926 an war er mit der Familie wieder vereint; damit blieb Berlin bis zu seinem Tod die zweite Heimat, mit der er auch als Schwabe ohne Vorbehalte sich verbunden fühlte, mit der Stadt wie mit der sie umgebenden Landschaft. 1927 trat er in das Reichswirtschaftsministerium ein, blieb aber noch formell beim Oberamt Marbach, bis er 1928 zum Regierungsrat befördert wurde. Im Wirtschaftsministerium war damals die bestimmende Figur der Staatssekretär DR. ERNST TRENDELENBURG, der ein volles Jahrzehnt in dieser Funktion tätig war. Oft war TRENDELENBURG, wenn bei einer Kabinettsumbildung ein neuer Wirtschaftsminister noch nicht bestellt war, für längere Zeit mit der Führung der Geschäfte des Ministeriums beauftragt.

Im Ministerium kam HARTENSTEIN bald in die Abteilung des Ministerialdirektors DR. HANS SCHÄFFER, der später Staatssekretär im Reichsfinanzministerium wurde, als Jude 1933 entlassen, zunächst noch führend im Ullstein-Verlag tätig, ehe er in die Emigration nach Schweden ging. SCHÄFFER war einer der hervorragendsten Reichsbeamten in führender Stellung. Wie sehr er HANS HARTENSTEIN schätzte, geht aus einem Brief nach dessen Tod hervor: *Es gab unter den vielen Menschen, mit denen ich in den 14 Jahren meiner amtlichen Tätigkeit in Berührung gekommen bin, keinen, der mir so nahe stand, und keinen, in dessen zukünftige Leistung ich so unbedingtes Vertrauen setzte. Bei ihm waren Geist und Herz so wunderbar übereinstimmend entwickelt, daß die Zusammenarbeit mit ihm das Gefühl unbedingter Sicherheit gewährte. Man wußte, daß er eine abweichende Ansicht nicht zurückhalten würde und war ihm dankbar dafür. Auch die spätere Zeit hat mir die Richtigkeit meines Empfindens bewiesen. Der Brief, den er mir im März 1933 schrieb, hat mir damals, als alles, wofür ich gearbeitet hatte, zusammenbrach, den Trost gegeben, daß noch solche Menschen vorhanden sind. Es gehörte damals in der Zeit der Haussuchungen Mut dazu, einen solchen Brief zu schreiben. Ich habe ihn hier draußen vielen Menschen gezeigt, um eine Gesamtverurteilung Deutschlands zu bekämpfen . . . Mit meinem Empfinden stehe ich nicht einsam da. Viele Schweden, die Hans Hartenstein aus gemeinsamer Arbeit kannten, sehen seinen Tod als einen der schwersten Verluste für uns alle an.*

In SCHÄFFERS Abteilung wurden Handels- und Zollpolitik, Verkehrsfragen, Probleme der Rationalisierung, Normung und Typisierung behandelt, vor allem auch Reparationsfragen, die aus dem DAWES- und YOUNGplan resultierten, nicht zuletzt der nach dem Rapallovertrag aufblühende Wirtschaftsver-

kehr mit der Sowjetunion. Durch SCHÄFFER wurden auch die beiderseitigen Familien freundschaftlich verbunden. 1929 hat SCHÄFFER außer einer Dienstreise nach Moskau für HARTENSTEIN eine Studienreise zur Orientierung über amerikanische Verkehrsverhältnisse befürwortet, die ihn durch weite Teile der USA führte.

Für HARTENSTEIN schlug, wenn man so will, eine große Stunde im Sommer 1931. Im Juli wurde er telegraphisch aus seinem Urlaub auf Sylt nach Berlin gerufen, um die am 4. August beginnende Devisenbewirtschaftung in Gang zu setzen. Die schnelle Kündigung der umfassenden kurzfristigen Auslandskredite verursachte die Bankenkrise, durch die am 13. Juli zunächst die Darmstädter- und Nationalbank ihre Schalter schließen mußte. Abwehrmaßnahmen der Regierung sollten die Devisenverluste hemmen. Ob HANS HARTENSTEIN dieses Vorgehen im Innersten bejaht hat, ist schwer zu sagen. Ein konsequenter Marktwirtschaftler mußte und wird auch heute noch auf dem Standpunkt stehen, daß die Devisenzwangswirtschaft eine falsche Wirtschaftspolitik war. Aber man muß die wirtschaftliche und politische Situation jener Zeit bedenken. Der Schock der großen Inflation in den Nachkriegsjahren mit ihrem Höhepunkt im Herbst 1923, die Entwertung der Vermögen, die nur sehr begrenzt durchgeführte Aufwertung lagen in Deutschland noch als Alpdruck auf den meisten Menschen. Das deutsche Reich schloß sich nicht der Abwertung des britischen Pfundes an und mußte nun Schritt für Schritt den eingeschlagenen Weg gehen. HARTENSTEIN hat, obgleich nur «kleiner» Regierungsrat, die neue Devisenabteilung im Ministerium nach seinen Ideen aufgebaut; er wurde der unbestrittene Sachkenner dieses äußerst verwickelten Gebietes, so daß Ministerialräte, ja Ministerialdirektoren den Weg zu ihm suchten, um sich von ihm orientieren zu lassen. Was er sich an Arbeit, Anspannung und persönlicher Entsagung in den sechs Jahren bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst in einem oft 15stündigen Arbeitstag zugemutet hat, kann nur ermessen, wer dies miterlebt hat. Er hat – meist an Sonntagen – die entsprechenden Kommentare zu den weitgehend von ihm gestalteten Gesetzen geschrieben, zunächst zusammen mit DR. MAX LION «Das Steuer- und Devisennotrecht», ein Werk, in dem auch die Bestimmungen über Kapital- und Steuerflucht, Amnestie, Devisenstrafrecht und Devisenbewirtschaftung enthalten waren. 1935 erschien eine Neuauflage unter dem Titel «Devisennotrecht», die er allein bearbeitet hat. Aus der Zeit vor seiner Tätigkeit in der Devisenabteilung stammen ein Kommentar zu den Osthilfegesetzen und

eine große Zahl von Aufsätzen wirtschaftspolitischen und -rechtlichen Inhalts.

Der damalige Reichswirtschaftsminister HJALMAR SCHACHT schenkte HARTENSTEIN unbeschränktes Vertrauen und ignorierte ganz einfach dessen frühere Mitgliedschaft bei der Sozialdemokratischen Partei. HARTENSTEIN war, obwohl an sich kein Parteipolitiker, 1928 der SPD beigetreten, darin bestärkt von seiner Frau, die seine Hoffnung teilte, die SPD werde am ehesten die sozialen Fragen lösen und überholte Normen wie die des § 218 des Strafgesetzbuches beseitigen können.

Besondere Verdienste, die heute noch von vielen Juden dankbar anerkannt werden, erwarb sich HANS HARTENSTEIN durch die Mitgestaltung und Förderung des «Haavara-Transfer», eines Abkommens, das zwischen 1933 und 1939 bestand, also in den ersten sechs Jahren des Hitlerregimes. Damals versuchte man noch die Möglichkeit der Auswanderung nach Palästina zu fördern. Neben die Zionisten traten die durch die Entwicklung aufgeschreckten assimilierten Juden, vor allem Ärzte, Rechtsanwälte, selbständige Kaufleute und kaufmännische Angestellte, deren Mittel bei einem Vermögenstransfer einer neuen Existenz im Einwanderungsland Palästina dienen konnten; dazu kamen auch pensionierte Beamte, Lehrer, Rabbiner, deren Lebensunterhalt davon abhing, daß sich bei einer Auswanderung ihre Pension transferieren ließ, auch Arbeiter, Studenten und Schüler, die von ihren Eltern nach Palästina vorausgeschickt wurden.

Wie war es zu ermöglichen, diesen Auswanderern aus einem Land mit ganz begrenzten Devisenvorräten, dessen Regierung jüdenfeindlich war, wenigstens bescheidene Mittel zur Verfügung zu stellen? Der jüdische Vorschlag, Devisen durch den Verkauf deutscher Waren nach Palästina zu beschaffen, wurde von der deutschen Regierung angenommen und bildete die Grundlage des Haavara-Abkommens. HARTENSTEIN und seine Mitarbeiter in der sogenannten «Devisenvilla» des Ministeriums, einer Oase in der braunen Wüste, konnten sich darauf berufen, daß dieser Export eine zusätzliche Möglichkeit schuf, die Arbeitslosigkeit zu verringern, obgleich das anteilmäßig kaum ins Gewicht fiel. Sie haben auf diesem auch nach damaligem Recht legalen Weg vielen Juden geholfen, natürlich immer in einer großzügigen Auslegung des Haavara-Abkommens. Mit der Judenpolitik des Regimes stimmte das damals insofern überein, als noch nicht von der Vernichtung des Judentums, von der «Endlösung» gesprochen wurde. Es war vielmehr das Bestreben der Parteistellen, Deutschland so schnell wie möglich «judenfrei» zu machen.

Der Haavara-Transfer konnte sich bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges halten und trotz der Schwankungen der deutschen Wirtschaftslage und der sich daraus ergebenden Gesichtspunkte seine Aufgabe als zentrale «Treuhandstelle» für die Transferierung jüdischen Privatkapitals und zionistischer Fonds erfüllen. Dies werde nur verständlich, schreibt LUDWIG PINNER in einer Festschrift für SIEGFRIED MOSES, den israelischen «Staatskontrolleur» d. h. Rechnungshofpräsidenten, («In zwei Welten» Tel Aviv 1962), *wenn man die personelle Besetzung der entscheidenden Ämter berücksichtigt. Das Reichswirtschaftsministerium unterstand Dr. Hjalmar Schacht, der auch Reichsbank-Präsident war. Schachts unheilvolle Rolle bei der Finanzierung von Hitlers Kriegsplänen ist bekannt . . . Jedoch dem Palästina-Transfer hat Schacht, was auch immer seine Gründe gewesen sein mögen, keine Schwierigkeiten bereitet. Er ließ dem von ihm geschätzten Regierungsrat Hans Hartenstein freie Hand in allen Entscheidungen. Hartenstein war ein bedeutender Mann . . . Seiner klugen Förderung hat der Haavaratransfer viel zu verdanken . . . Ähnliches gelte für gleichgesinnte jüngere Mitarbeiter, für einige leitende Beamte der Reichsbank sowie für das Auswärtige Amt.*

SIEGFRIED MOSES, mit dem HARTENSTEIN im Rahmen des Haavara-Transfer zumeist verhandelte, nannte ihn noch 1972 in der Einleitung zu einer Publikation des LEO BAECK-Instituts *unvergeßlich*. In einem Aufsatz von DOLF MICHAELIS ist vor allem ein Runderlaß HARTENSTEINS vom 2. April 1936 erwähnt, der *erneut Hartensteins unerschrockene Förderung einer geordneten Auswanderung von Juden unter dem NS-Regime bewies, wie sie sonst unter deutschen Beamten selten zu finden war.*

Nach sieben Jahren Wartezeit gelang es SCHACHT endlich, die Beförderung HARTENSTEINS zum Oberregierungsrat durchzusetzen, was freilich noch längst nicht seiner Leistung und seinem Ansehen im In- und Ausland entsprach. Seinem Aufgabenbereich und damit seiner Stellung entsprechend hätte er mindestens Ministerialrat oder -dirigent sein müssen. Aber nun sah sich HARTENSTEIN ernsthaft vor die Frage nach seinem Eintritt in die NSDAP gestellt, der auf die Dauer beim Verbleiben im Reichsdienst unvermeidlich gewesen wäre. Er entschloß sich, wenn auch schweren Herzens, aus dem Staatsdienst auszuschneiden und in den Vorstand der Schering AG einzutreten.

SCHACHT hat ihm in einem persönlichen Brief für seine zehnjährige aufopferungsvolle Tätigkeit im Ministerium gedankt: *Sie haben in dieser Zeit mit ungewöhnlichem Fleiß und vorbildlichem Verantwortungsbewußtsein Ihre dienstlichen Obliegenheiten erfüllt und darüber hinaus eine Einsatzbereitschaft gezeigt, die Ihnen*

die Achtung und Anerkennung Ihrer Vorgesetzten und die Zuneigung aller Arbeitskameraden im besonderen Maße erbracht hat. Als besonderes Verdienst rechne ich es Ihnen an, daß Sie es verstanden haben, seit Sommer 1931 bei dem Ausbau und der Durchführung der Devisenbewirtschaftung unter Einsatz ihrer ganzen Arbeitskraft maßgebend mitzuwirken und durch Ihre Tätigkeit nach innen und außen einen wertvollen Beitrag auf diesem wichtigen und schwierigen Gebiet zu erbringen. Ihr umsichtiges und aufrechtes Verhalten in allen Lagen wird Ihnen eine dankbare und anerkennende Erinnerung bei allen Vorgesetzten und Mitarbeitern erhalten.

Für den geborenen Beamten bedeutete der Übergang in die Industrie einen tiefen Einschnitt in seinem Leben. Er war durch Anlage und Überzeugung ein Diener des Staates und paßte in das Unternehmerrmilieu nicht eigentlich hinein, wenn er auch seinen Arbeitsstil der völligen Hingabe an die jeweilige Sache nicht änderte. Von den verschiedensten Seiten, besonders aus dem Ausland, wurde die Firma Schering beglückwünscht, einen so hervorragenden Mitarbeiter gewonnen zu haben, der auch gerade damals als guter Schildhalter dienen konnte. Schering hatte durch geschickte, hart an der Grenze der devisa-rechtlichen Legalität abgewickelte Transaktionen Aufsehen erregt und war wohl beim Reichswirtschaftsministerium etwas verdächtig geworden, obwohl man der Firma auch in den NS-Jahren wegen ihrer starken Exportorientierung einen größeren Spielraum zubilligte. Wenn nun HARTENSTEIN einen Antrag unterschrieb und entsprechend vertrat, so wußte man dort, daß alles mit rechten Dingen zuring. Schering war also nach dieser damals entscheidend wichtigen Seite hin gesichert. Im übrigen schätzten seine Vorstandskollegen und alle verantwortlichen Mitarbeiter HARTENSTEINs enorme Arbeitskraft, seinen Fleiß, seine Gründlichkeit, seinen Anstand, seine Kollegialität. Mit einem Kreis jüngerer Mitarbeiter hat er sich in jenen Jahren angefreundet, und als Chef war er bei den Sekretärinnen ungewöhnlich beliebt. Eine bei Schering kriegsverpflichtete junge Juristin schrieb nach seinem Tod an die Witwe: *Alles, was ich bei Schering gut und richtig fand, hing irgendwie mit Ihrem Mann zusammen . . .* Aber es fiel ihm im Grunde nicht leicht, sich in den Kreisen der Wirtschaft zurecht zu finden. Er konnte und wollte sich der Mentalität der Privatwirtschaft nicht völlig anpassen; seine Art zu denken war und blieb eine andere als die der Männer der Wirtschaft. Daß er auch als Vorstandsmitglied einer der großen Aktiengesellschaften seinen bescheidenen Lebensstil fast unverändert beibehielt, erregte in der neuen Umwelt teils bewunderndes, teils abschätziges Staunen. Es kostete ihn auch einige Überwindung,

auf Ozeanschiffen Erster Klasse zu reisen und in First-Class-Hotels abzusteigen.

Die Arbeitsfülle mag sich etwas vermindert haben: er war nicht mehr wie im Ministerium 15, sondern im allgemeinen noch 10 bis 11 Stunden im Büro. Seine Aufgabe im Vorstand war juristischer Natur im weitesten Sinne, nicht nur in der Leitung der Rechtsabteilung selbst, sondern auch in der Arbeit für die Steuer-, Revisions- und insbesondere Devisenabteilungen. Sein bewährtes Geschick, für die schwierigen Finanzfragen, die sich damals jüdischen Firmen stellten, großzügige Lösungen zu finden, wurde von den Betroffenen immer wieder dankbar anerkannt.

Seine Arbeit veranlaßte ihn zu zahlreichen Auslandsreisen in die Schweiz, die Niederlande, nach Italien, Spanien und Portugal – und im Sommer 1939, kurz vor Kriegsbeginn, auf Einladung der amerikanischen Schering-Corporation in die USA zu den Weltausstellungen in New York und San Francisco mit Abstechern nach Kuba und Kanada. Trotz der damals (1939!) überall spürbaren Deutschfeindlichkeit war die Herzlichkeit, mit der Emigranten, deren deutsche Firmen er in den Jahren zuvor hatte «arisieren» müssen, ihm und seiner Frau entgegenraten, geradezu ergreifend.

Im Juli 1940 wurde HARTENSTEIN als Oberkriegsverwaltungsrat nach Brüssel einberufen, um dort die «Verwaltung feindlichen Vermögens» mit zu organisieren. Belgiens Wirtschaft war international vielfach verflochten, viele Firmenleitungen waren durch den Krieg nicht in Funktion; es mußten Treuhänder eingesetzt werden, ähnliches galt für den Grundbesitz und für Bankguthaben. Wie bei allen Bewirtschaftungen mußte man die übliche Technik anwenden: zunächst Beschlagnahme und Sperre, dann ein schrittweises individuelles Entsperren, um die Werte zu erhalten.

Aber in Brüssel wurde HARTENSTEIN schon nach drei Monaten krank; ein Tbc-Leiden forderte Kuraufenthalte in Oberschreiberhau und Arosa, eine Operation des linken Lungenflügels in Zürich gelang. Im Sommer 1943 nach Berlin zurückgekehrt, nahm er seine Arbeit bei Schering wieder auf und setzte sie in dem schlimmen Bombenwinter 1943/44 fort, trotz wachsender Beschwerden durch ein Magengeschwür, das zunächst erfolglos konservativ behandelt wurde. Im Mai 1944 entschloß er sich zur Operation, die als solche gelang; aber eine Woche später machte ein Kreislaufversagen seinem Leben ein Ende. Ohne Überdehnung der medizinischen Sachverhalte kann man sagen, daß er seinen Kräften durch viele Jahre zu viel abgefordert, daß er im Grunde sein Leben der Arbeit geopfert hatte.

Will man zusammenfassen, was die Persönlichkeit von HANS HARTENSTEIN ausmacht, so mag das auf den ersten Blick schwieriger sein als bei anderen Menschen, die man – oft vorschnell – als «geniale» Naturen bezeichnet. Ein Genie im herkömmlichen Sinn war er nicht; auch diese Blätter wollen ihn nicht zu einem Genie stilisieren. Freilich, das FONTANE-Wort *Genie ist Fleiß* zeigt, daß es verschiedene Formen im Reich des Genialen gibt. Und so konnte ein Mann wie HANS HARTENSTEIN genial sein: als ein hervorragender, sich selbst aufopfernder Verwaltungsmann, der – ohne eine Spur von Bürokratismus – schöpferische Verwaltungsphantasie mit sicherer Exaktheit im Denken und Handeln verband. HERMANN J. ABS hat in seiner Rede bei der 50-Jahrfeier des Wirtschaftsministeriums in Bonn 1969 an HANS HARTENSTEIN erinnert, der *durch völlige Hingabe und Verzehrung ein Beispiel besten Beamtentums gegeben hat*.

Von HANS HARTENSTEINS Hingabe an die Sache, von seiner selbst in heiklen Situationen unbestechlichen Gerechtigkeit wurde mehrfach gesprochen. Es wäre aber einseitig, wenn man ihn nur in der Arbeit sehen würde. Denn hektische Betriebsamkeit lag ihm fern, und ein Ausklammern oder Zurückdrängen von Familie und Freunden war ihm völlig fremd. Er war eine gesellige Natur und ein idealer Familienvater: tolerant, heiter und jugenhaft verspielt. Nicht eine lästige Pflicht, sondern ein Lebenselement war es für ihn, Zeit für die Seinen zu haben, und jede Art von Spiel – Ring- und Tischtennis, Boccia, Schreib- und Kartenspiele – betrieb er mit vergnügter Leidenschaft. Sein Einfallsreichtum bei Denkspielen oder beim Verfassen von Parodien auf THOMAS MANN war unerschöpflich; manche seiner geistreichen Lösungen bei solchen Spielen werden noch heute im Familien- und Freundeskreis zitiert. Gelegentlich nahm er sich sogar die Zeit, die Bücher zu lesen, die gerade die Kinder beschäftigten.

Da waren die Briefe, die er auch in bedrängten Zeiten, selbst vom Krankenbett, an Frau, Kinder oder Freunde schrieb, in der schönen Handschrift, die jenen weiblichen Zug hatte, der einen Mann erst wirklich zu einem Mann macht. Da gab es jahrelang zu Weihnachten und Ostern die Skireisen ins rauhe Riesengebirge, gemeinsam mit Freundesfamilien im Quartier bei Bauern mit langen Spielabenden in der Wohnstube; da gab es Sommerferien und Wochenendfahrten auf dem «Kahn», einer Hamburger Schute, die nebst den Zelten am Ufer mehreren Familien Raum bot und den Ausgangspunkt für Paddelfahrten auf den märkischen und mecklenburgischen Seen darstellte.

Da gab es die von ihm und seiner Frau gepflegte

freie, offene, unkomplizierte Gastfreundschaft, im Krieg dann den «Lesekreis», der reihum in den befreundeten Häusern regelmäßig zusammenkam, um verpönte oder verbotene, zum Teil aus dem Ausland geschmuggelte Bücher gemeinsam zu lesen. Es gab Hausmusik in kleinerem oder größerem Kreis, auch wenn HANS HARTENSTEIN selbst nicht musikalisch war, kein Instrument spielte und scherzhaft einmal äußerte, er möchte endlich einmal eine Operette hören, weil bei seiner Familie nur Musik von der Matthäus-Passion an aufwärts Geltung habe. Und mit seinem trockenem Humor kündigte er bei einem Hauskonzert Musik auf alten Instrumenten mit den Worten an, *dabei soll es sich, wie man mir sagte, um besonders wertvolle Stücke handeln*.

Er war ein Freund des Theaters und las höchst verschiedene Bücher aus den Gebieten der Politik, der Geschichte, Kunstgeschichte, der Belletristik. Es ist erstaunlich, wieviel Zeit er neben seiner enormen beruflichen Leistung diesen Bereichen immer wieder einräumte. Freilich, wenn abends Gäste da waren, mußte er nach einem langen Arbeitstag immer mit dem Einschlafen kämpfen, obwohl er aus Herzeshöflichkeit und dem Zugewandtheit zu den Freunden nicht früher zu Bett gehen wollte.

Nachdem im Frühjahr 1945 der Vorhang über einen grausigen Abschnitt deutscher Geschichte gefallen war, gab es die Frage: wer ist verfügbar für den Neubau in Gemeinde, Stadt, Land, in den Zonenverwaltungen und später im Bund? Es war eine Notsituation besonderer Art.

Wäre HANS HARTENSTEIN gerufen worden für den Aufbau in Berlin oder in der alten schwäbischen Heimat? REINHOLD MAIER hatte ihn, als er Wirtschaftsminister war, 1932 für sein Ministerium zu gewinnen versucht; HANS HARTENSTEIN hat sich damals diesem Ruf versagt, wohl weil er sich zu sehr mit seiner Aufgabe im Reichswirtschaftsministerium identifizierte. Würde REINHOLD MAIER sich jetzt seiner erinnern und ihn als einen seiner engsten Mitarbeiter, als Staatsrat oder als Minister berufen haben? Dies mag fraglich erscheinen, weil damals die Vertreter der jüngeren Generation von den «Alten» vielfach nicht akzeptiert wurden, wofür als ein typisches Beispiel das erste Kabinett von REINHOLD MAIER im damaligen Württemberg-Baden genannt sei: unter den zunächst sechs Ministern war nicht ein Mann der jüngeren Generation; alle waren vor 1933 Minister oder Parlamentarier gewesen.

Das alles ist heute nicht mehr zu entscheiden, auch nicht, ob HANS HARTENSTEIN wieder der Sozialdemokratischen Partei beigetreten wäre oder ob er im Wissen um die Sünden des Parteienstaates der Weimarer Zeit als Parteiloser sich die Unabhängig-

keit bewahrt hätte, um das Politisch-Sachliche durchsetzen zu können. Daß er in den Jahren des Dunkels und der Trümmer nach dem zweiten Krieg gefehlt hat, ist sicher, so leichthin dieses Wort oft im Blick auf zu früh Entrissene ausgesprochen wird. Das Schicksal hat HANS HARTENSTEIN das Mitwirken am Neubau Deutschlands verwehrt; sein großer Wunsch, einmal dem Staat wieder dienen zu kön-

nen, blieb unerfüllt. Vieles von ihm aber lebt weiter, in seinen drei Kindern und deren Mutter, seinen acht Enkeln, in den noch Lebenden seiner Freunde: Er war ihnen ein nie zu erreichendes Vorbild in der Verbindung von Verstand und Herz, von nüchterner Sachlichkeit und warmer Menschlichkeit, von Pflichtbewußtsein und Liebe, von all dem, was ihn geprägt hat zu einem preußischen Schwaben.

Standhafter Klerus im Oberamt Wangen 1938

Gregor Richter

Am 24. August 1938 wurde Bischof JOANNES BAPTISTA SPROLL von Rottenburg aus seiner Diözese verwiesen und gewaltsam entfernt. Die Vorgänge entwickelten sich zu diesem Ereignis, nachdem der Bischof sich am 10. April 1938 geweigert hatte, an der Volksabstimmung über die Angliederung Österreichs an das Deutsche Reich teilzunehmen. Es setzte eine Hetzkampagne gegen ihn ein. Einem Aufenthaltsverbot in seiner Diözese nach vorausgegangen Demonstrationen gegen ihn beugte er sich zunächst vom 24. April bis 12. Mai, doch kehrte er dann auf päpstliche Weisung zurück, wenn auch erst im Juli wieder nach Rottenburg selbst. Dort gab es wieder Demonstrationen und wüste Ausschreitungen mit dem gewaltsamen Eindringen in das bischöfliche Palais. Schließlich erfolgte am 24. August die erwähnte Ausweisung des Bischofs, der eben erst an der Fuldaer Konferenz der deutschen Bischöfe teilgenommen hatte.

Das Geschehen selbst ist bekannt. Die SPROLL-Dokumentation von PAUL KOPF und MAX MILLER vermittelt unmittelbaren Zugang zu den darüber erhaltenen archivalischen Quellen mit zentraler Bedeutung. Der vierzigste Jahrestag des Ereignisses gab schließlich Gelegenheit, in Presseveröffentlichungen die Vorgänge erneut zu würdigen.¹

In den genannten Publikationen stehen die Ereignisse selbst, die Haltung des deutschen Episkopats und das Schicksal des Bischofs begreiflicherweise im Vordergrund. Wenigstens gelegentlich fällt auch etwas Licht auf die Reaktion der Katholiken in der Diözese. Eine zusammenfassende Darstellung über die Haltung des Klerus fehlt. Bei der lückenhaften Quellenüberlieferung aus staatlichen Registraturen ist sie auch nicht zu geben. So muß es als erfreulich angesehen werden, daß im Staatsarchiv Sigmaringen wenigstens aus dem Oberamt Wangen Berichte vorliegen, die Aufschluß darüber geben, wie die Geistlichen von den Nationalsozialisten überwacht

und beurteilt wurden, wie sich die Pfarrer gegenüber staatlichen Verboten verhielten und auf welche Weise sie ihren «Ungehorsam» rechtfertigten.²

Daß die Nationalsozialisten ihnen verdächtige Personen oder bestimmte Gruppen überwachten, braucht nicht zu verwundern, eben dies gehört zum Wesen eines Polizeistaates. Die Kirchen und die Geistlichen als deren Amtsträger wurden notgedrungen zu unliebsamen Mahnern, je unverblümter die neuen Machthaber ihre inhumanen Ziele erkennen ließen und realisierten. In der vordersten Reihe der entschiedenen katholischen kirchlichen Kritiker am Nationalsozialismus standen Bischöfe wie Graf GALEN in Münster oder Erzbischof GRÖBER in Freiburg und eben Bischof SPROLL in Rottenburg. Neben ihnen bewiesen viele Geistliche, daß sie die christlichen Werte höher schätzten als die weltanschaulichen Irrlehren der neuen Heilsboten. Nicht wenige mußten dafür Freiheit oder gar das Leben opfern. Die Furcht vor einer angenommenen Verhetzung des Volkes durch den Klerus war, wie es scheint, groß. Aufrüttelnden Predigten von Bischof SPROLL schrieb man beispielsweise zu, daß sich 1937 die katholische Landbevölkerung bei Gmünd nur schwach am staatlich veranstalteten Erntedankfest beteiligte und die Spenden für das Winterhilfswerk spürbar zurückgingen.³

So war es nur folgerichtig, wenn die seinerzeitigen Machthaber in ihrem Konflikt mit Bischof SPROLL besondere Vorsicht walten ließen. Vorsorglich ordneten sie nach den organisierten Übergriffen an, alle Treuekundgebungen für den Bischof *in geeigneter Weise zu unterbinden*⁴, und etwaige Wahrnehmungen über *größere Personentransporte nach Rottenburg aus allen Landesteilen* waren dem württembergischen Innenminister oder seinem *Stellvertreter alsbald fernmündlich zu berichten*⁵. Schließlich wies die Geheime Staatspolizei Leitstelle Stuttgart ihre Außenstellen nach der am 24. 8. 1938 erfolgten endgültigen Aus-

weisung von Bischof SPROLL an, *die katholischen Gottesdienste am darauffolgenden Sonntag vertraulich überwachen zu lassen*, da man mit Stellungnahmen zu den Vorgängen rechnete.⁶

Neben diesen vorsorglich getroffenen Maßnahmen gab es aber auch unmittelbare Übergriffe auf innerkirchliche Angelegenheiten. So versuchte man, den Kontakt des Bischofs zu seinen Gläubigen zu unterbinden. Genau diesem Zweck diente ja das Aufenthaltsverbot im Bereich der eigenen Diözese, das von 1938 bis 1945 galt und durchgesetzt wurde.

Nicht anders war es, wenn staatliche Stellen den Geistlichen untersagten, Hirtenbriefe von der Kanzel zu verlesen. Ein solches Verbot erging bereits gegenüber einem Hirtenbrief vom 28. 7. 1938⁷, in dem Bischof SPROLL die Ausschreitungen gegen ihn lediglich streifte, im übrigen aber sein Handeln in der Abstimmungsangelegenheit rechtfertigte. Verboten wurde dann auch das Verlesen eines Hirtenworts der deutschen Bischöfe, das Bischof SPROLL auf der Matrize mit dem Datum 23. 8. 1938 noch eigenhändig unterzeichnete, und ein Hirtenschreiben des bischöflichen Ordinariats vom 26. 8. 1938, die beide am Sonntag, dem 28. August, zur Bekanntgabe anstanden.

Das Wort der Fuldaer Bischofskonferenz⁸ und das Hirtenschreiben des Rottenburger Ordinariats⁹ gaben den Anlaß zur Überwachung im Kreis Wangen, sie sind daher hier etwas näher zu behandeln.

Die Bischofskonferenz befaßte sich in ihrem Hirtenwort generell mit Beschränkungen der kirchlichen Tätigkeit durch staatliche und parteiamtliche Organe. Dann ging es konkreter weiter: *Wenn man an einen deutschen Bischof sogar mit der unbegreiflichen Zumutung herangetreten ist, seine Diözese zu verlassen, und ihn, nach seiner pflichtgemäßen Rückkehr, ohne das verhindernde Eingreifen der öffentlichen Organe mit beispiellos häßlichen Aufläufen und Gewalttaten immer wieder bedrängt, so kann sich das katholische Volk wohl kaum der Befürchtung entziehen, die Bischöfe seien bald solch planmäßig aufgebotenen Massen ausgeliefert.*

Weckten diese Hinweise bei den Machthabern Mißtrauen, ja Furcht vor dem Bekanntwerden im Volk, so mochte es mit dem Hirtenschreiben des Ordinariats nicht besser sein.

Es berichtete, am 24. August hätten Beamte der Geheimen Staatspolizei Stuttgart dem Bischof die Ausweisungsverfügung mitgeteilt und ihm für die Abreise eine Frist von einer halben Stunde zugestanden. Zur Reaktion des Bischofs hieß es: *Das Ansinnen, freiwillig seinen Amtssitz zu verlassen, wies der Bischof bestimmt zurück und erklärte, daß er nur der Gewalt weiche. Daraufhin wurde er in einem Auto der Geheimen Staatspolizei von Rottenburg weggeführt.*

Das Fuldaer Hirtenwort versah Bischof SPROLL mit dem Zusatz: *Vorstehender Hirtenbrief ist am 28. August bei allen Gottesdiensten unbedingt und vollständig zu verlesen.* Und auch das Ordinariat wies am Schluß seines Schreibens die Pfarrämter an: *Dieses Hirten schreiben ist am Sonntag, dem 28. August, in allen Kirchen und bei allen Gottesdiensten zu verlesen.*

Hier schaltete sich nun die Gestapo ein. Am Samstag, dem 27. August, erschienen drei Beamte der Geheimen Staatspolizei bei Generalvikar Dr. Kottmann in Rottenburg und erklärten diesem, daß die Verlesung des Schreibens des Bischöflichen Ordinariats an alle Pfarrämter der Diözese vom 26. ds. Mts. . . verboten sei. Offensichtlich sah man allein schon in der Herstellung und Absendung des Schreibens ein Vergehen, denn die zur Herstellung des Schreibens gebrauchte Schreibmaschine und der Vervielfältigungsapparat wurden *vorläufig sichergestellt*, am 29. August jedoch *wieder ausgefolgt*. Der Generalvikar verwahrte sich gegen das ausgesprochene Verbot und verlangte dessen Aufhebung.¹⁰ Den Pfarrämtern machte er jedoch offensichtlich keine Mitteilung von dem Verbot.

Dies war auch gar nicht nötig, schritt doch die Gestapo selbst mit Eile zur Tat. Nach einem Schreiben der Staatspolizeileitstelle Stuttgart vom 30. August 1938 hatte diese Stelle am Samstag, dem 27. August, fernmündlich neben anderen Dienststellen sämtliche Landräte von dem Verbot unterrichtet und verlangt, dies den Geistlichen mitzuteilen.¹¹

Wie es scheint, wollte man gegenüber den Pfarrämtern zunächst genauso rigoros vorgehen wie gegenüber dem bischöflichen Ordinariat. Denn das eben zitierte Schreiben wies die Landräte an, *soweit noch nicht erfolgt, von einer Beschlagnahme der oben angeführten Hirtenbriefe in Kirchen, Pfarrhöfen und sonstigen kircheneigenen Gebäuden abzusehen. Die zur Herstellung verwendeten Maschinen und dergleichen sind, soweit sich diese in Pfarreien befinden, vorläufig nicht sicherzustellen.* Daraus läßt sich schließen, daß ursprünglich die weitergehenden Maßnahmen tatsächlich beabsichtigt waren. Dies bestätigt auch das Vorgehen in Wangen und anderen Orten, wo am Sonntag nach den Gottesdiensten die doch verlesenen Hirtenbriefe auf fernmündliche Weisung des Landrats beschlagnahmt wurden. Am Tage darauf wollte man von der Gestapo in Stuttgart nur noch *auf das Erscheinen des Inhalts der Hirtenbriefe in kirchlichen Amtsblättern schärfstens . . . achten* und solche Blätter gegebenenfalls beschlagnahmen lassen.

Der 30. August lag nach dem bewußten Sonntag, und sicher besaß die Gestapo Kenntnis von den allenthalben vorgekommenen Verstößen von Geistlichen gegen das verhängte Verbot. Sie scheint den-

noch verunsichert gewesen zu sein, wie es der geäußerte Verzicht auf die Beschlagnahmen der Hirtenbriefe und Maschinen erkennen läßt. Den «ungehorsamen» Geistlichen mochte dies von Nutzen sein, war doch selbst bei *Zu widerhandlungen . . . zunächst von der Erstattung von Anzeigen abzusehen*. Die Ortspolizeiverwalter hatten jedoch über solche Verstöße zu berichten. Diese Weisung der Gestapo-Leitstelle Stuttgart gab der Landrat von Wangen an die Ortspolizeiverwalter seines Kreises weiter. Die Fragen, die zu beantworten waren, lauteten wie folgt:

1. Welchen Pfarrern das Verbot der Verlesung der Hirtenbriefe eröffnet wurde. Die genauen Personalien des Pfarrers sind anzugeben.
2. In welcher Form die Eröffnung erfolgte.
3. Ob eine Ungehorsamsstrafe angedroht wurde.
4. Welche Pfarrer entgegen dem Verbot die Hirtenbriefe verlesen haben.
5. In welcher Form die Verlesung geschah bzw. ob in der Predigt nur auf das Verbot hingewiesen wurde.
6. Welche Pfarrer dem Verbot Folge leisteten.

Weiter hieß es: *Die Personalien der Pfarrer sind mit einer kurzen politischen Beurteilung jeweils genau anzugeben. Ich ersuche ferner um Bericht über die Auswirkungen des Verlesens der Hirtenbriefe in der Bevölkerung und über sonstige dabei gemachten Erfahrungen.*

Das Ergebnis der Überwachungsaktion ist insofern sehr interessant, als für einen ganzen Oberamtsbezirk mit etwa 20 Pfarrgeistlichen untersucht werden kann, wie sich der katholische Klerus in einer konkreten Konfliktsituation verhalten hat.

Im übrigen sind die Berichte weniger ergiebig, als es die detaillierten Fragen vermuten lassen. Es fallen aber doch auch Streiflichter auf die politische Einschätzung der Geistlichen und auf die ganz offensichtlich nicht ohne taktische Rücksichtnahmen vorgebrachten Argumente.

Konkrete Angaben zu den Fragen 1 und 4 sind für 21 Geistliche überliefert. Die Priester wirkten in den folgenden Pfarreien:¹² Amtzell, Beuren, Bolsternang Gemeinde Großholzleute, Christazhofen, Deuchelried, Eglofs, Eisenharz, Immenried, Isny St. Maria und St. Georg, Kißlegg, Leupolz, Menelzhofen Gemeinde Neutrauchburg, Niederwangen, Pfärrich Gemeinde Amtzell, Ratzenried, Roggenzell Gemeinde Neuravensburg, Rohrdorf, Schwarzenbach Gemeinde Neuravensburg, Siggen und Wangen.

Bei den 21 Geistlichen, die über das Verbot informiert und dann überwacht wurden, handelte es sich um 19 Pfarrer und zwei Vikare, einer davon als Vertreter des Dekans zu Wangen, der andere an Stelle des erkrankten Pfarrers zu Eglofs. Nur die beiden

Vikare waren jünger als 30 Jahre, von den 19 Pfarrern hatten zwei ein Alter von 41 und 44 Jahren, acht ein solches von 50 bis 59, und die restlichen acht zählten über 60 Jahre, der älteste 69, bei allen von den Geburtsjahrgängen aus berechnet.

Die Eröffnung des Verbots erfolgte teils unmittelbar mündlich durch Bürgermeister, Amtsboten oder Polizeibeamte, teils schriftlich. Nur in sehr wenigen Fällen ist ersichtlich, wie die Priester auf die Mitteilung reagierten. Der Stadtpfarrer von St. Georg zu Isny soll geantwortet haben: *Es ist recht*; allerdings hielt er sich dann nicht an das Verbot. Sein Amtsbruder von St. Maria in Isny versprach aber, sich daran zu halten. Unmißverständlich äußerte sich nach dem vorliegenden Bericht der 58jährige Pfarrer zu Immenried: *Er werde . . . bestätigen, daß . . . ihm solches «eröffnet worden sei», aber wolle die Briefe dennoch verlesen*. Eine andere Diskussion gab es in Wangen mit dem 25jährigen Vikar, der den Dekan vertrat. Als ihm der Polizeibeamte auferlegen wollte, er müsse auf *Anordnung des Herrn Landrats* sämtliche Pfarrämter des Dekanats von dem Verbot verständigen, gab er zur Antwort, *daß er dazu nicht verpflichtet sei*. Es verwundert deshalb nicht, den Vikar unter den «ungehorsamen» Geistlichen zu finden.

Eine Ungehorsamsstrafe gemäß Frage 3 war lediglich dem Wangener Vikar angedroht worden, während der Pfarrer zu Immenried auf sein ausdrückliches Bekunden, sich nicht an das Verbot zu halten, lediglich die Antwort erhielt, *die daraus sich ergebenden Folgerungen habe er selbst zu tragen*.

Auf die 4. Frage, wie das Verbot gehalten wurde, ergab sich folgendes: 14 Geistliche und somit zwei Drittel der hier erfaßten Seelsorger, haben sich nicht an das Verbot gehalten. Nicht in allen Fällen ist klar, ob tatsächlich beide Hirtenbriefe oder etwa wie in den Pfarreien Rohrdorf und Bolsternang nur der Fuldaer verlesen wurde. Der Pfarrer in Leupolz verlas das Rottenburger Hirtenschreiben über die Ausweisung von Bischof SPROLL erst in einer Abendandacht am Sonntag, dem 28. August, den Fuldaer Hirtenbrief sogar erst eine Woche später am 4. September. Bis zu diesem Sonntag hatte auch der Pfarrer in Niederwangen mit dem Verlesen gewartet. Soweit die Geistlichen durch die Polizei vernommen und nach den Gründen des Verstoßes gegen das Verbot befragt wurden, haben sie sich offensichtlich taktisch sehr geschickt verhalten, keiner ließ sich zu Äußerungen hinreißen, die als staatsfeindlich auszulegen gewesen wären. Die Mehrzahl berief sich auf die Gehorsamspflicht gegenüber der vorgesetzten Dienststelle, einigemal mit dem Zusatz, die Verantwortung liege beim Bischof. Der Pfarrer von Bolsternang fügte noch hinzu, als alter Soldat hätte

er es nicht fertig gebracht, meinen geistlichen Kollegen . . . in den Rücken zu fallen. Der Stadtpfarrer von St. Georg zu Isny wiederum bekundete, *ich habe am Tage meiner Priesterweihe dem damaligen Bischof Keppler und seinen Nachfolgern den Gehorsam gelobt für die Kirche und die Treue im Glauben*. Zwei Pfarrer beriefen sich auf das Reichskonkordat. Der von Eisenharz verwies auf Artikel 4 Abs. 2, wonach *Hirtenbriefe verlesen werden dürfen*, der von Deuchelried fügte der Bezugnahme auf Artikel 4 des Konkordats den Satz bei, *nach meiner Überzeugung bricht Reichsrecht jedes Landesrecht wie in vorliegendem Falle*.

Es wäre sicher verfehlt, den sieben Geistlichen, die sich dem Verbot beugten, besondere Sympathien für den Nationalsozialismus nachzusagen. Der Vikar von Eglofs hatte beispielsweise auch in der Kapelle Bühl die Briefe verlesen. Eigentlich, heißt es im Bericht des Bürgermeisters dazu, sei üblicherweise ein anderer Vikar für Bühl zuständig und habe sich dieser wohl deshalb zurückgehalten, *weil er wisse, daß sein Schuldkonto bereits voll ist*. Auch über den Pfarrer von Schwarzenbach, der sich an das Verbot hielt, macht der Bericht die vom damaligen Standpunkt negative Aussage: *Hetzt gern gegen den Staat*. Ebenso wenig wird man den «gehorsamen» Seelsorgern durchweg Mangel an Mut attestieren dürfen. Denn mehrere von ihnen gaben in der Predigt bekannt, das Verlesen der Hirtenbriefe sei ihnen verboten worden. Der Stadtpfarrer von St. Maria zu Leutkirch ließ sogar *nach seiner Predigt für «unsern gekränkten Bischof» drei Vaterunser beten*, auch er hatte sich im übrigen dem Verbot gefügt.

Die von den Bürgermeistern und Polizeistellen verfaßten Beurteilungen der Geistlichen sind in der Mehrzahl der Fälle zurückhaltend, ja nichtssagend. Gelegentlich ist sogar Hochachtung herauszulesen, wenn vom *Herrn Pfarrer* – wie in Siggen – oder gar vom *Hochw. Herrn Pfarrer . . . in Bolsternang* die Rede ist. Auffallenderweise wird den meisten Geistlichen trotz ihrer Mißachtung des Verbots politische Unbedenklichkeit bescheinigt. Sicher steckt wenigstens z. T. dahinter die Absicht, die Geistlichen vor Nachteilen zu schützen.

Wo diese Einstellung nicht herrschte, fehlt es keineswegs an schweren Vorwürfen. Die Angabe, der Pfarrer von Schwarzenbach hetze gegen den Staat, zeigt die unverblünte Direktheit. Nicht anders ist es, wenn es über den Vikar zu Wangen heißt, er sei *ohne Zweifel ein starker Gegner des Nationalsozialismus*. Schlecht kam auch der Seelsorger von Rohrdorf weg: *Die immer wiederholt feststellbare Kritik und Äußerungen, wenn auch in gedeckter Form, des Ortsgeistlichen in Rohrdorf in der Kirche erschweren die Arbeit der Parteigenossen im Sinne der Volksgemeinschaft ganz erheb-*

lich, ganz abgesehen, daß bis heute in der Pfarrgemeinde Rohrdorf noch eine sogenannte katholische Jungmännervereinigung besteht, hieß es dazu etwas unbeholfen aber dennoch völlig eindeutig. Die gleiche Klarheit vermißt man in der Charakteristik über den Pfarrer zu Eisenharz, der zu den Priestern gehörte, die sich nicht an das Verbot hielten. Erwähnt ist, daß er im Kriege Leutnant war und *streng kirchlich eingestellt* wäre. Wie es sich verbinden ließ, wenn er einerseits *abgesehen von den weltanschaulichen Gegensätzen . . . deutsch dachte und fühlte, das Ideal des deutschen Menschen . . . christlich und deutsch für ihn sein sollte*, es auch von ihm hieß, er *lebt sehr zurückgezogen und betätigt sich in der Öffentlichkeit nicht*, andererseits aber der *Stützpunktleiter der NSDAP . . . in ihm den Mittelpunkt des geistigen Widerstandes gegen die Weltanschauung des Dritten Reiches* erblickte, diese Denkaufgabe bleibt wohl ungelöst. Schwierig ist es auch, die Angabe über den Pfarrer zu Christazhofen ohne weiteres zu verstehen, dieser Pfarrer sei *wohl zur Genüge bekannt*. Der Pfarrer von Immenried, von dem bereits die Rede war, weil er schon tags zuvor erklärte, er werde sich nicht an das Verbot halten, weigerte sich am Sonntag, dem 28. August, nach dem Gottesdienst, dem *im Auftrag des Herrn Landrats* vorgehenden Gendarmerieposten zu Kißlegg den Hirtenbrief herauszugeben und erntete die beinahe belustigend wirkende Beurteilung, er sei *einer jener, die sich trotz allem an keine Anordnung halten*. Eindeutiger und eindrucksvoller fiel das Urteil über den 41jährigen Pfarrer zu Leupolz aus, war er doch nach der Ansicht seines Bürgermeisters *ein sehr phantastischer (!) katholischer Geistlicher, der es verstand, die Hirtenbriefe in sehr eindringlicher Form zu verlesen*, wodurch er schon *viel Unruhe in die Bevölkerung hineingetragen* haben sollte. Sonst wäre *in der Gemeinde Leupolz vieles besser*. Nun verstünde der Pfarrer *es aber fast in jeder Predigt, in konfessioneller Hinsicht nicht mißzuverstehende Andeutungen auf die heutige Staatsführung zu machen mit Hinweisen, daß der katholische Glauben in Gefahr sei usw.* Für die Stimmung in der Bevölkerung und den Einfluß, der dem Pfarrer zugeschrieben wurde, ist der Schluß beachtlich, *wenn jetzt eine Abstimmung stattfinden würde, würde das Ergebnis für die Gemeinde Leupolz sehr schlecht ausfallen. Die Einstellung des überwiegenden Teils der Bevölkerung der Gemeinde Leupolz ist einmal die, daß das, was der Pfarrer sagt, richtig ist*.

Nicht in Einklang bringen lassen sich alle Antworten auf die Zusatzfrage nach den *Auswirkungen des Verlesens der Hirtenbriefe in der Bevölkerung*. Es verwundert nämlich, wenn in Beuren überhaupt *irgendwelche Äußerungen nicht zu hören* waren, in Deuchelried die Bevölkerung sich in der Wirtschaft zwar wie

üblich über die Hirtenbriefe unterhalten, aber eine besondere Erregung nicht gezeigt haben sollte, in Eisenharz durch den Fuldaer gemeinsamen Hirtenbrief die wegen der Rottenburger Vorgänge im Volk bestehende Erregung kaum gesteigert wurde oder wenn man in Immenried wegen der Verlesung der Briefe unter der Bevölkerung nichts Anstößendes hörte. Ähnlich soll es in Niederwangen und Ratzenried gewesen sein.

Passen diese Angaben nicht zu der bereits erwähnten Furcht der Gestapo vor Sympathiekundgebungen und Protesten, so sprechen auch einige andere Ortsberichte aus dem Oberamt Wangen eine andere Sprache. Selbst der erwähnte Bericht zu Eisenharz deutete ja auf eine im Volk bestehende Erregung hin. In Rohrdorf hatte sodann die Verlesung des Hirtenbriefes . . . auf die überwiegende Anzahl der Kirchenbesucher (abgesehen von den Parteigenossen) einen ergreifenden Eindruck gemacht.

Eindeutig negative Folgen verzeichnete man jedoch nach dem Verlesen des Hirtenbriefes . . . in der so tief-schwarzen Zentrumsstadt Wangen im Allgäu in gewissen Kreisen in Gestalt von Beunruhigung und Empörung . . . , wenn es ja auch nicht so öffentlich zum Vorschein kam. In Isny sollte das Verlesen in der Pfarrei St. Georg sogar erhebliche Unruhe und Ärgernis hervorgerufen haben, allerdings offensichtlich mehr bei Parteigenossen als bei der treuen katholischen Bevölkerung. Denn man berichtete, mehrere Parteigenossen seien aus Protest aus der Kirche ausgetreten. Vermutlich war hier die Frage überhaupt falsch verstanden worden.

Wiederum besonders eindeutig lautete zu dieser Frage der Bericht über Leupolz. Dort war über die Verlesung des Hirtenbriefes am Sonntag, dem 28. August 1938, abends . . . ein Großteil der Bevölkerung aufgebracht, daß man es dem Bischof so gemacht habe und man sehe doch, daß man die Religion verbieten will, und es wurde hauptsächlich für Bischof Sproll Stellung genommen und die Handlungsweise der Staatspolizei verurteilt. Die Verlesung des Hirtenbriefes über die Ausweisung von Bischof Sproll hat sich in politischer Hinsicht in der Gemeinde Leupolz sehr ungünstig ausgewirkt . . . Fest steht . . . , daß weitaus der überwiegende Teil der katholischen Bevölkerung auf Seiten von Bischof Sproll steht.

Eine neue Variante enthält der Bericht über die Pfarrei Ratzenried. Obwohl dort große Auswirkungen anlässlich des Verlesens der Hirtenbriefe . . . nicht festgestellt werden konnten, wagte der Ortsbürgermeister eine Kritik an den Vorgängen selbst: Immerhin wäre es besser gewesen, wie ich auch von Kirchengegnern feststellen konnte, wenn die Sache Rottenburg in anderer Form gelöst worden wäre.

Die angeblichen Unterschiede in den Reaktionen sind im ganzen unglaubwürdig. Denn wie konnte es

kommen, daß man an einem Ort beunruhigt, erregt und ergriffen war, andernorts aber nichts dergleichen wahrnahm, ja sich in der Wirtschaft darüber wie üblich unterhielt, aber eine besondere Erregung nicht zeigte? Tiefschwarz war sicher nicht nur die Oberamtsstadt Wangen. Es muß demnach etwas anderes dahinter stecken. Beim Fehlen konkreter Anhaltspunkte lassen sich allerdings nur Vermutungen äußern, und ist dabei eine entsprechende Vorsicht geboten. Aber vielleicht ist es nicht abwegig, die Angaben über das angebliche Ausbleiben kritischer oder gar aufgeregter Reaktionen als Versuche zu werten, die Sache herunterzuspielen, gewissermaßen zu beschwichtigen. Auch dafür könnte man Gründe geltend machen, sei es, daß die Bürgermeister und Polizeibeamten sich selbst vor zu erwartenden Vorwürfen bewahren wollten oder beabsichtigten, andere, insbesondere den betroffenen Geistlichen, zu schützen. Für die letztgenannte Ansicht spricht noch der Umstand, daß geradezu auffällenderweise diejenigen Berichte keine Unmutsäußerungen vermerken, die angaben, über den Seelsorger sei nichts Nachteiliges bekannt.

Wenn diese Deutung der Quellen zutrifft, dann könnte man lediglich den Hinweisen auf negative Auswirkungen den Wahrheitsgehalt nicht absprechen, die übrigen Angaben aber müßten als abgeschwächt, wenn nicht gar als bewußt entstellt gewertet werden.

Während die letzte Klarheit hierüber aus den ausgewerteten Quellen nicht zu gewinnen ist, läßt sich dagegen eindeutig erkennen, daß der Klerus zum Bischof und dem Ordinariat in Rottenburg stand, daß er mutig die kirchlichen Belange vertrat, in einigen Fällen selbst dort, wo äußerlich das staatliche Verbot eingehalten wurde. Sicher war es so auch durchweg in der katholischen Bevölkerung, wie die einzelnen konkreten Hinweise darauf zeigen und als weitere Schlußfolgerung zulassen.¹³

Anmerkungen

1 Die Vertreibung von Bischof JOHANNES SPROLL von Rottenburg 1938–1945. Dokumente zur Geschichte des kirchlichen Widerstands, hrsg. von PAUL KOPF und MAX MILLER, Mainz 1971. Zitiert: Dokumentation. Vgl. ferner PAUL KOPF: Die Gestapo führte den Bischof ab. Johannes Baptista Sproll vor 40 Jahren aus der Diözese Rottenburg verbannt, in: Schwäbische Zeitung vom 19. 8. 1978. – 2 Staatsarchiv Sigmaringen (StA Sig.) Wü 65/42 Bü 894. Die im gleichen Bestand Bü 806 überlieferten Vorgänge über das Oberamt Leutkirch vermitteln kein geschlossenes Bild. – 3 Vgl. Dokumentation, Nr. 5, S. 57. – 4 Dokumentation, Nr. 52a, S. 216. – 5 Dokumentation, Nr. 52b, S. 217. – 6 Dokumentation, Nr. 63, S. 253. – 7 Dokumentation, Nr. 49 und 50a, S. 210 ff. – 8 Auszug: Dokumentation, Nr. 58c, S. 239, Gesamttext StA Sig. Wü 65/42 Bü 894. – 9 Auszug: Dokumentation, Nr. 62b, Gesamttext StA Sig., Wü 65/42 Bü 894. – 10 Dokumentation, Nr. 62c, S. 252. – 11 StA Sig. Wü 65/42 Bü 894/2. – 12 Sämtliche Angaben dazu ebenda, 7/1 – 38. – 13 Vgl. auch Dokumentation, S. 155, Einführungstext.

Leserforum

In Heft 3/1978 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT regte HEIMATBUND-Mitglied HANS MUSSEL aus (Kornthal-) Münchingen an, in dieser Zeitschrift eine kleine Ecke einzurichten «Leser fragen . . .», und stellte gleich selber die ersten drei Fragen. Wir wiederholen sie hier und fügen jeweils die Antwort hinzu.

1. «O du liebs Herrgöttle von Biberach.» Worauf bezieht sich dieser schwäbische Seufzer, wann entstand er? Im Reiseprogramm eines Stuttgarter Reisebüros wird vom Herrgöttle von Biberbach gesprochen, was ist richtig?

Dazu schreibt DR. EUGEN SCHÄUFFELEN aus Ulm: In Biberach/Riß hat es noch nie ein «Herrgöttle» gegeben. Das oft zitierte «Herrgöttle» ist ein frühgotisches Kruzifix in der Wallfahrtskirche zum «Heiligen Kreuz» in Biberbach über Augsburg. Gerade dieses «Herrgöttle» ist die Veranlassung der Wallfahrt.

2. Seit einiger Zeit findet man in schriftlichen Veröffentlichungen die Nennung Karl IV, Friedrich I – warum verläßt man die alte Schreibweise mit Ordnungszahlen Karl IV. und geht zu Grundzahlen über? Muß Heinrich VI auch ohne Punkt als «der Sechste» gelesen werden?

Darauf die Antwort des Redakteurs der SCHWÄBISCHEN HEIMAT, der sich ja auch der «neumodischen» Schreibweise bedient:

Laut Duden steht der Punkt hinter Ziffern, um sie als Ordnungszahlen zu kennzeichnen. Römische Ziffern sind aber in Verbindung mit Personennamen auch ohne Punkt eindeutig als Ordnungszahlen zu erkennen; die besondere Kennzeichnung durch einen Punkt bringt also keine weitere Information – sie ist überflüssig, denn wie sollte man «HEINRICH I» anders lesen als

«Heinrich der Erste»? (Und außerdem halte ich mich gern an diese wohl aus dem Angelsächsischen kommende Schreibweise, weil es mich zum Beispiel immer stört, wenn dieser Ordnungszahlen-Punkt unmittelbar vor einem anderen Satzzeichen steht – etwa vor dem Punkt am Satzende!)

3. Im Verlaufe unserer Studienreisen sehen wir in Kirchen, Museen, Bibliotheken bisweilen kostbare alte Liederbücher, deren Notenwerk auf nur 4 Notenlinien beruht. Wie lange dauerte diese Schreibweise bzw. seit wann ging man von 4 auf 5 Notenlinien über?

Dazu hier die Antwort von Dr. Wolfgang Irtenkauf: Die 4 Notenlinien, auf denen die alten Liederbücher beruhen, stellen bereits eine recht fortschrittliche Art der musikalischen Aufzeichnungsweise im Mittelalter dar. Zuerst wurde der gregorianische Choral, d. h. der einstimmige Gesang der katholischen Kirche, überhaupt nicht aufgeschrieben; die «Melodien» vererbten sich durch viele Generationen hindurch in den Klöstern durch Unterricht und lebenslangen Umgang mit dem Choral. Erst als die Melodien reicher wurden und vor allem zahlenmäßig zunahmen, wodurch das menschliche Gedächtnis überfordert wurde, sann man auf Abhilfe. Der Mönch im Kloster Pomposa GUIDO VON AREZZO (gest. um 1050) erfand die vier Notenlinien; vier deshalb, weil die Gesänge des gregorianischen Chorals in der Regel zu seiner Zeit diesen Umfang nicht überschritten.

Erst als schließlich die Melodien «auswucherten», benötigte man fünf Linien. Dieses Übergangsstadium ist schwer zu datieren: in der Regel gibt es bereits im 14. Jahrhundert fünf Linien. Dort, wo man noch konservativ dachte und schrieb, fanden die fünf Linien noch lange nicht Eingang, so daß durch das ganze Mittelalter beide Arten der Notenaufzeichnung nebeneinander vorkommen.

Buchbesprechungen

Volkstümliches

HANS OTTO STROHEKER und GÜNTHER WILLMANN: **Cannstatter Volksfest.** Das schwäbische Landesfest im Wandel der Zeiten. Mit einem Geleitwort von Oberbürgermeister MANFRED ROMMEL. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1978. 330 Seiten, 66 teils farbige Tafeln. Leinen DM 28,-

Am Anfang von allem war gar kein Anlaß zur allgemeinen Volksbelustigung gegeben: Die Bekanntmachung vom 31. März 1818, die alles begründet, steht im Zusammenhang mit den Bemühungen um eine Verbesserung der Landwirtschaft in Württemberg nach den voraufgegangenen Naturkatastrophen, Mißernten und Hungerjahren. Deshalb ist auch von einem *landwirtschaftlichen* Fest die Rede, mit Preisen für die besten Leistungen in der Viehzucht, mit einem Viehmarkt, einem Pferderennen. An Volksbelustigung im heutigen Sinn war dabei wohl eher am Rande gedacht: in der Bekanntmachung von 1818 heißt es u. a.:

Auch wird ein Volksfest damit in Verbindung gesetzt, und dafür gesorgt werden, daß solches durch unterhaltende Abwechslungen diesem frohen Tage entspreche. – Beiden Strängen der Geschichte des Cannstatter Festes gehen die Autoren nach: sie schildern die Entwicklung des landwirtschaftlichen Hauptfestes und die des mehr und mehr sich selbständigenden Volksfestes. Sie erzählen von all dem, was aus der Geschichte des Landes auch auf «den Wasen» eingewirkt hat. Selbstverständlich ist auch von den politischen Akzenten die Rede, die im Umkreis des Volksfestes gesetzt worden sind. Zum Beispiel auch der Wasen im Jahr 1848 und der Aufruf des Gaildorfer Glasfabrikanten Gottlieb Rau, *die Volks-Souveränität friedsam zur Geltung zu bringen.* Zu erwähnen wären noch die kulturgeschichtlich höchst interessanten Erscheinungen im Schau- und Unterhaltungsbetrieb und deren Wandel, die Cannstatter-Volksfestvereine in den USA und vieles sonst, was zusammen aus diesem Buch einen – übrigens sehr anschau-

lich und ansprechend bebilderten Beitrag zur Kulturgeschichte Cannstatts, Stuttgarts und Württembergs macht. Willy Leygraf

HANS KUNGL: **Geschichte der Gaststätten in Reutlingen** (ohne Vororte) bis 1950. (Reutlinger Geschichtsblätter. Jahrgang 1978. Nr. 16 – Neue Folge). Reutlinger Geschichtsverein e. V. Reutlingen 1978. 446 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Auf fast vierhundert Seiten vermittelt dieser Band Einzelbiographien all derjenigen Reutlinger Häuser, die zu irgendeiner früheren Zeit als Gaststätten irgendwelcher Art nachgewiesen sind. Die Zahl der zu behandelnden Häuser war verständlicherweise groß: eine von Zünften regierte Reichsstadt, in der Märkte stattfanden und Weinbau betrieben wurde, bot alle Voraussetzungen für ein reiches «Wirtschaftsleben». Über die Branchen-Chronik hinaus werden Hinweise auf die Entwicklung der städtischen Bebauung und des geselligen Lebens gegeben; viele Familienverbindungen werden erkennbar. Einleitende Kapitel über Gastwirtschaften und Wirte, Reutlinger Wein und Weingärtnerzunft, Bierschank und Bierbrauereien, Zunfthäuser, Umgeld und Weinzehnt u. dgl. m. stellen die Einzelbeschreibungen in die Zusammenhänge der allgemeinen und besonderen Reutlinger Verhältnisse und Entwicklungen.

Zahlreiche Abbildungen (meist aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts) ergänzen den Text; ein alphabetisches Namensverzeichnis hilft ihn erschließen. Leider ist die Benützung für nicht Ortskundige einigermaßen erschwert: Die Abfolge der Einzeldarstellungen ergibt sich nicht etwa aus dem Zusammenhang einzelner Quartiere, sondern aus der alphabetischen Folge der Straßennamen, so kommt es zu Hin- und Hersprüngen, denen der nicht genau Ortskundige kaum folgen kann – da man darauf verzichtet hat, diesem informativen Band einen Stadtplan (oder noch besser: Pläne der einzelnen Quartiere!) beizufügen.

Johannes Wallstein

ANGELIKA BISCHOFF-LUTHLEN: **Der Schwabe und die Obri-
gkeit**. Nicht nur Gemütvolles aus alten Akten und schwäbischen Dorfarchiven. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 260 Seiten, 10 Zeichnungen. Leinen DM 28,-

Man tut sich schwer, wenn man dieses Buch einordnen will: Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde – und noch einiges mehr enthalten diese Rückblicke auf dörfliches Leben vergangener Jahrhunderte. Da ist vom Zusammenleben in Familie, Nachbarschaft und Dorf die Rede, von den wirtschaftlichen Verhältnissen, von Schule und Kirchenregiment, von Pflichten und Festen im Lauf des Jahres und im Gang des Lebens; auch vom Glauben und vom Aberglauben, mit denen man sich in diesen Abläufen und Bedingungen einzurichten versuchte. – Dorfarchive der Gegend um Münsingen waren vor allem die reichlich fließenden Quellen (die Verfasserin hat sie in langjähriger Arbeit geordnet), aus denen das ganz alltägliche Leben der kleinen Leute und der Dorfhonoratioren

erkennbar gemacht wird – und zwar weit über das vom Titel angekündigte Thema hinaus. Auch der Untertitel bedarf übrigens einer Erläuterung: wer archivalische Dürre und Verstaubtheit erwartet, sieht sich angenehm enttäuscht; man kann Historisches – wie dieses Buch zeigt – auch auf unterhaltsame Weise mitteilen. (Nur gefriert einem manchmal das Schmunzeln, wenn einem bewußt wird, wie hart die Lebensbedingungen oft gewesen sind in der sogenannten «guten alten Zeit».)

Willy Leygraf

ALOYS SCHREIBER: **Badisches Volksleben**. Das Großherzogtum Baden in 12 malerischen Darstellungen von MEICHEL, NILSON, VOLMAR und VOLZ. Mit einem Kommentar von LUTZ RÖHRICH. Verlag Herder Freiburg 1978. 80 Seiten, 12 farbige Tafeln, 27 Schwarzweißabbildungen. Leinen DM 78,-

In der Hauptsache handelt es sich um den unveränderten Nachdruck des 1823 mit folgendem Titelblatt-Text erschienenen Werkes: «Trachten, Volksfeste und Charakteristische Beschäftigungen im Großherzogthum Baden in XII malerischen Darstellungen und mit historisch-topographischen Notizen begleitet von Aloys Schreiber Großherzoglich Badischem Hofrath in Karlsruhe. Freiburg in der Herder'schen Kunst und Buchhandlung». Dieser Titel trifft eher als «Badisches Volksleben» das, was in diesem nobel daherkommenden, großformatigen Band geboten wird. Denn es handelt sich doch um mehr oder weniger malerische Ausschnitte aus dem Gesamten des Volkslebens. Die Titel der einzelnen Bild- und Textdarstellungen machen das deutlich: «Das Innere einer Hauensteiner Wohnung» – «Glasmacherei bei Neustadt» – «Uhrenmacherei in Neustadt» – «Hochzeit im Kirchzarter Thal» – «Das Strohflechten auf dem Schwarzwald» – «Das Holzflößen bei Wolfach» – «Der Hammeltanz in Hornberg» – «Der Hahnentanz in der Baar». Und so geht es dann fort. LUTZ RÖHRICH hat diesem Nachdruck Anmerkungen aus heutiger Sicht beigefügt, die nicht nur den Verfasser ALOYS SCHREIBER (1763–1841) ausführlich vorstellen, sondern vor allem mit konkreten Darstellungen über Kleidung und Wohnung, Strohflechten als Heimarbeit u. dgl. m. die Verbindung herstellen zwischen damals und heute. Und so wird dann eigentlich doch Beachtliches von dem im neuen Titel genannten «Volksleben» erkennbar. Johannes Wallstein

MATTHIAS SPRANGER (Hg.): **Dialekt**. Wiederentdeckung des Selbstverständlichen? Eine alemannisch-schwäbische Bestandsaufnahme. Dreisam-Verlag Freiburg 1977. 150 Seiten. Broschiert

Wozu eigentlich das Fragezeichen im Untertitel? Ganze Gruppen von Intellektuellen haben sich über Jahre zunächst in ihren div. Fachidiomen eingerichtet, mehr Sprachbarrieren selbst aufgetürmt als je durch Mundart konstituiert worden sind. Und dann brach der Sturm los zwischen Wyhl und Fessenheim: in der gemeinsamen Sorge mußte man sich über die Sprach- und Bildungsbarrieren hinweg verständigen zu gemeinsamer Aktion – auch über den Rhein hinweg. Das erklärt die besondere

Selbstverständlichkeit des Alemannischen. Diese Selbstverständlichkeit hat es vor allem aus dem Elsaß bezogen, denn dort ist es nicht nur Mundart neben der Hochsprache, sondern Regionalsprache neben dem Französischen der Zentrale. Das hat seine weiten Wirkungen gehabt (und wurde von nostalgischer Neigung zum Rustikalen gefördert und gestützt – nicht immer zum Besten der Mundarten und dessen, was in diesen gesagt und geschrieben wurde). Eine Zwischenbilanz dieser Entwicklung versucht dieser Sammelband, der neben Mundarttexten der meisten gegenwärtigen Autoren des schwäbisch-alemannischen Raumes auch Theoretisches von HERMANN BAUSINGER, NORBERT FEINÄUGLE, MARTIN WALLSER u. a. enthält. (Nicht alle Mundartautoren entsprechen in diesen Aufsätzen dargelegten Maßstäben.)
Johann Wallstein

Von Ort zu Ort

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Kreis Esslingen.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 772 Seiten, 272 teils farbige Tafeln. Leinen DM 45,-

Bei der Kreisreform dürften kaum vielfältigere und gegensatzreichere Gebilde entstanden sein als der neue Kreis Esslingen. Um so schwieriger mußte die Aufgabe sein, dieser Vielfalt gerecht zu werden, zu der immerhin Echterdingen mit dem Flughafen der Landeshauptstadt so gut gehört wie Kappishäusern, die ehemals freie Reichsstadt Esslingen so gut wie katholisch Neuhausen oder die ehemals württembergischen Landstädte Kirchheim u. T. und Nürtingen, einer Vielfalt, die Anteil hat am Albtrauf so gut wie am Schönbuch, an den Fildern so gut wie am Schurwald. Gegliedert wird die Beschreibung dieses nach Landschaft, Geschichte und örtlichem Grad der Industrialisierung so gegensatzreichen Kreises nach dem eingeführten Prinzip dieser Reihe. Ein Musterbeispiel unter den Beiträgen ist das von OTTO BORST beigesteuerte Kapitel «Geschichte», das sich sehr stark an der Frage nach den Lebensgrundlagen der Bevölkerung in den verschiedenen Epochen der Geschichte orientiert und dabei nicht nur viele charakteristische Eigenentwicklungen verstehen lehrt, sondern auch zu einer überschaubaren Konzentration des Stoffes auf das hier Besondere und Wesentliche kommt. (Zum ersten Male braucht man nicht abzuwägen, ob die Darstellung der Nazi-Zeit angemessen ist: sie findet gar nicht erst statt – eine Nebenwirkung der auswählenden Konzentration.) – Ein wenig kurios erscheint es, wenn beim Text «Die keltische Latènezeit» ein Luftbild der sog. Sibyllenspur steht – gänzlich unerläutert – und die daran anknüpfende Sage im Kapitel «Geologie und Landschaftsgeschichte» erzählt wird – aber nicht auf der Seite, zu der man vom Sachregister verwiesen wird. (Näheres über die Sibyllenspur: SCHWÄBISCHE HEIMAT, Heft 1/1978, Seite 42–45.) Und noch eines: die Burgruine Reußenstein wurde zwar vom früheren Kreis Nürtingen erworben und hergerichtet, aber sie liegt – trotz der Karte! – nach Auskunft des Rathauses in Wiesensteig immer noch auf dortiger Markung und also nicht im Kreise Esslingen!
Willy Leygraf

WALTER ZIEGLER: **Rund um den Hohenstaufen.** Landschaft, Geschichte, Kunst im Stauferkreis Göppingen. Fotos von TRAUTE UHLAND-CLAUSS, ALBRECHT GMÄHLE u. a.; Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 162 Seiten, 107 Bildtafeln. Leinen DM 49,-

Wer's nicht weiß, der kommt beim flüchtigen Blättern kaum auf den Gedanken, daß der in diesem Band dargestellte Landkreis Göppingen zu den bedeutenden Industrieräumen des Landes gehört – soviel wird ihm hier dargeboten an landschaftlichen Schönheiten und kunstgeschichtlichen Denkmälern. Bewährte Fotografen und als Textautor ein kundiger Kreisarchivar – damit ist dem vielfältigen Gebiet zwischen Wäscherschloß und Filsursprung, zwischen Geislinger Steige und Ebersbach eine repräsentative Darstellung sicher. (Und Schatten haben in einem solch prächtigen Bildband nun einmal nur dann etwas zu suchen, wenn sie von weidenden Schafen ins grüne Gras geworfen werden oder wenn sie das Relief der Landschaft modellieren.) Der aufmerksame Leser wird dankbar vermerken, daß jedem einzelnen Teilgebiet des Kreises ein besonderer Text gilt, der Geologie und Landschaftsbild, Besiedlung und Wirtschaft, Geschichte und Kunst knapp, aber einprägsam darstellt und – zusammen mit den sehr informationsreichen Bilderläuterungen – diesen Band eben doch hervorhebt aus der Reihe der nur schönen Bilderbücher. (Zu korrigieren wäre allerdings die Kreiskarte: Die Burg Reußenstein liegt immer noch innerhalb der Göppinger Kreisgrenzen!)
Johannes Wallstein

JEANNINE LE BRUN und PETER SUTERMEISTER: **Barockreise um den Bodensee.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 156 Seiten, 300 zum großen Teil farbige Abbildungen. Leinen DM 45,-

Man kann darüber streiten, wie barock ein Tulpenbeet auf der Mainau ist –. Aber kann man überhaupt ein Buch nach Art eines Reiseführers (mit vielen, aber immer nur sehr knapp behandelten Einzelheiten, mit vielen, aber oft nur sehr kleinen Abbildungen, mit Reihung der beschriebenen Objekte allein nach der geographischen Lage) über die Bodenseegegend schreiben, ohne über die Erscheinungen des Barock hinauszugreifen? Das hier vorgelegte Buch zeigt: Man kann, aber man sollte nicht! Entweder sollte man eine «Kunstgeschichte des Barock im Bodenseeraum» (mit mehr Interpretation, mehr Zusammenordnung) bieten, oder einen Kunstreiseführer, der einen aber nun auf der Reichenau nicht so total im Stich lassen dürfte!
Hans L. Foss

PETER ROOS (Hg): **Genius loci.** Gespräche über Literatur und Tübingen. Neske Verlag Pfullingen 1978, 255 Seiten, DM 28,-

Der Plan zu diesem Buch ist dem Herausgeber und ehemaligen Tübinger Studenten PETER ROOS bezeichnenderweise in den USA gekommen. Aber es ist trotzdem kein wildentschlossenes «Erinnerungsbuch» geworden, sondern geht mit den Bezügen von «Tübingen» und «Literatur» eher behutsam um und weiß die Unterscheidung WALTER JENS zwischen «Tübinger Literat» und «Literat in

Tübingen» durchaus nachzuvollziehen. Gerade deshalb hat ROOS auch, um ein extremes Beispiel zu nennen, F. C. DELIUS befragt, der aufgrund eines kurzen Besuchs in der Stadt ein Tübingen-Gedicht gemacht hat. Zwischen solchen Zufallsbekanntschaften und der bewußten Ortswahl Tübingen gibt es eine ganze Palette von Einstellungen und Haltungen zu Tübingen: den Zufallswohnort wie die Wahlheimat, die universitär-geistige Durchgangsstation wie das literarische Domizil, in das einen die literarische Tradition dieser Stadt zu bannen vermag. So unterschiedlich wie diese möglichen Verhältnisse zu Tübingen sind die Befragten: PETER WEISS, THADDAUS TROLL, STEPHAN KAISER, SIEGFRIED UNSELD, MARTIN WALSER, JOHANNES POETHEN, PETER HÄRTLING, WILLY LEYGRAF, MARGARETE HANNSMANN, HELLMUTH KARASEK, OLIVER STORZ, F. C. DELIUS, DRAGINJA DORPAT, FRITZ HACKERT, KLAUS BIRKENHAUER, GEORG HOLZWARTH, R. R. GLÜCKLER und WALTER JENS. Bei allen Gesprächen wird die Berechtigung des Titels deutlich, der vermutlich bewußt nicht «Gespräche über Literatur in Tübingen» heißt, weil die Titel-Formulierung «Genius loci» hier nicht überstrapaziert wird als eine Vorherrschaft des Besonderen über das Allgemeine, als bannende Kraft eines Ortes; sondern verstanden wird als behutsame Erkundung des schmalen Saums zwischen der Behauptung des Besonderen gegenüber dem Allgemeinen und den Bedingungen, die dem Besonderen und Lokalen vom Allgemeinen diktiert werden. Auf diese Weise ist ein nachgerade spannend zu lesendes Buch zustande gekommen, ein Stück «Literaturgeographie» (HERMANN BAUSINGER), das nicht nur unterhaltsam ist, sondern auch für die Literatursoziologie z. B. eine Fülle von Anregungen und Auskünften bereithält. Ein Tübingen-Buch, wie es auch sein kann: voller Überraschungen, Einsichten und Einzelheiten, und «ganz nebenbei» eine Erkundungsreise zu den Möglichkeiten des «Daheimsein-Könnens».

Manfred Bosch

Geschichte und Gegenwart

REINHARD MUTH: **Studentische Emanzipation und staatliche Repression.** Die politische Bewegung der Tübinger Studenten im Vormärz, insbesondere von 1825 bis 1837. (Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Band 11). J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag Tübingen 1977. 298 Seiten, 28 Abbildungen. Leinen DM 47,80

Darstellungen zu diesem Thema liest man mit besonderer Aufmerksamkeit: wie wirken sich obrigkeitliche Kontrolle und staatliche Repression auf die politischen Vorstellungen und Verhaltensweisen der Studenten aus? *Es ist erstaunlich, welche Parallelen sich in politischer Hinsicht zwischen der Vormärzperiode und der Gegenwart ziehen lassen. Manche Konfliktsituationen im universitären Bereich besitzen formal eine verblüffende Ähnlichkeit.* So der Autor in seiner Einleitung. Aber er fügt einschränkend hinzu: *Freilich, bei solchen auf der Hand liegenden Vergleichen dürfen wesentliche ideologische Unterschiede in der gesellschaftspolitischen Orientierung der Studenten nicht übersehen werden. Die vormärzliche Studentenbewegung verfolgte typisch bürgerlich-emanzipatori-*

sche Interessen. Sie war primär darauf bedacht, die politischen Freiheitsrechte für die eigene Schicht zu erkämpfen. Und so hält er sich denn auch konsequent an die Aufgabe, die er selber seiner Studie stellt, nämlich *die charakteristischen Strukturen und Abhängigkeiten des studentischen Bewußtseins in der Epoche Metternichs transparent zu machen.* Dies gelingt ihm durch strenge Konzentration auf das Tübinger Geschehen. Darüber hinaus weisende Vorgänge und Zusammenhänge werden nur soweit herangezogen und dargestellt, wie sie für die Tübinger Verhältnisse und Ereignisse von Bedeutung waren. Diese können so besonders konkret, überschaubar und – mit Hilfe vieler Quellen und Urkunden – sehr detailgenau dargestellt und interpretiert werden: die Anfänge der Tübinger Burschenschaft, die «Feuerreiter», die «Tübinger Revolution» von 1831, die keine war, Aufsicht und Eingriffe durch die Regierung, die Verbindung zu den Erstürmern der Frankfurter Hauptwache (1833), der Tübinger Hochverratsprozeß (1833–1837), die Aktivitäten im Vorfeld von 1848 –. Damit sind nur die wichtigsten Einzelthemen genannt, die den Weg bezeichnen, der zwar noch nicht zu dem erstrebten Ziel einer demokratischen Verfassung führte, der diese aber immerhin – mit ersten Schritten zur Presse- und Vereinigungsfreiheit – in etwas deutlichere Nähe rücken ließ. Johannes Wallstein

FRIEDRICH SECK (Hg.): **Wilhelm Schickard.** 1592–1635. Astronom, Geograph, Orientalist. Erfinder der Rechenmaschine. (Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Band 25). J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag Tübingen 1978. 422 Seiten, Abbildungen, 4 Beilagen. Leinen DM 68,-

Der Untertitel kann die Universalität dieses Mannes nur andeuten. Deutlicher spiegelt sie sich in der Tatsache, daß acht Autoren aus verschiedenen Fächern zusammengewirkt haben, um die Geschichte dieses einen Lebens von nur dreiundvierzig Jahren und vor allem das in so kurzer Zeit entstandene Lebenswerk zu schildern. Der Herausgeber selbst hat den einleitenden Überblick über Leben und Werk sowie die abschließende, zusammenfassende Würdigung verfaßt; MARTIN BRECHT macht den geistigen Hintergrund deutlich, vor dem SCHICKARD zu sehen ist. Über dessen hebräische und chaldäische Studien referiert WALTER W. MÜLLER, den Orientalisten behandelt MANFRED ULLMANN unter dem Titel «Arabische, türkische und persische Studien». Besonders ausführlich und eingehend ist der Abschnitt «Der Astronom» von MATTHIAS SCHRAMM; er stellt die verschiedenen Aspekte der Arbeit SCHICKARDS in diesem Fach in gesonderten Kapiteln über seine Beiträge zur Entwicklung von Techniken und Verfahren bei Beobachtung und Darstellung, zur (Mond-) Theorie und zur Auswertung der astronomischen Beobachtungen sowohl gesondert als auch in ihren Wechselbeziehungen dar. Mit der SCHICKARDSchen Rechenmaschine beschäftigt sich BRUNO BARON VON FREYTAG LÖRINGHOFF, der ja (zusammen mit FRANZ HAMMER) bereits 1957 nachgewiesen hat, daß SCHICKARD die erste brauchbare Rechenmaschine konstruiert hat. (Inzwischen ist auch – durch LUDOLF VON MACKENSEN – nachgewiesen, daß

SCHICKARD das erste Handplanetarium gebaut hat.) Über SCHICKARDS Bedeutung als Geograph und Kartograph schreibt RUTHARDT OEHME; als «Künstlerdilettant», von dessen Hand immerhin einige Porträts (als Gemälde, Holzschnitt und Radierung) überliefert sind, stellt ihn WERNER FLEISCHHAUER vor. – Mit den Aufsätzen korrespondiert ein gründlich gearbeiteter Anhang. Er enthält u. a. eine Bibliographie der Erstausgaben und der zu SCHICKARDS Lebzeiten erschienenen Neuauflagen, ein ausführliches Literaturverzeichnis und drei direkt oder indirekt auf SCHICKARD selbst zurückgehende Lebensläufe. Außerdem sind dem Band als Reproduktionen im Originalformat beigegeben: die «Investigatio Radicum» (des Hebräisten), die «Ephemeris Lunaris» (des Astronomen) und zwei Kartenblätter – «Wirtembergiae Tabula VIII» und «Der Neckar von Dettingen bis gegen Tübingen» – (des Kartographen).

Willy Leygraf

VOLKER HENTSCHEL: **Wirtschaftsgeschichte der Maschinenfabrik Esslingen AG. 1846–1918**; eine historisch betriebswirtschaftliche Analyse (Industrielle Welt, Band 22). Klett Verlag Stuttgart 1977.

Diese Firmengeschichte zeigt die Entwicklung des größten württembergischen Industrieunternehmens des 19. Jh. seit seiner Gründung im Jahre 1846 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Die Geschichte der ME ist für die württembergische Industrie- und Firmengeschichte der Metallbranche ein wichtiges Beispiel, obwohl das ursprüngliche Lokomotivbauunternehmen einen Spezialzweig der Metallbranche darstellt. Aber gerade diese Spezialisierung ist der Grund dafür, daß das Unternehmen eine ausgeprägte Produktdiversifikation und Branchenstreuung betrieben hat und deshalb für die Industriegeschichte Württembergs von besonderem Interesse ist. Dank des hervorragend erhaltenen Quellenmaterials gelang es dem Verfasser, die Entwicklung der ME mit Hilfe moderner betriebswirtschaftlicher Analysen zu rekonstruieren. Dabei galt seine Aufmerksamkeit der Frage der Kapitalbildung, der Finanzierung, der Produktion und des Absatzes. Auch die Kosten- und Ertragsstruktur wurde erhellt. Technische Probleme wurden mit Absicht ausgespart, um eine konzentrierte betriebswirtschaftliche Untersuchung zu liefern. Leider läßt der Verfasser die betriebswirtschaftlichen Bereiche der Organisation und Verwaltung außer acht. Zu bemängeln sind ferner formale Schwächen wie ein unzulängliches Literaturverzeichnis und auch die recht grobmaschige Anwendung der sonst üblichen Zitiert- und Nachweisverfahren.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil behandelt die Zeit von der Gründung bis zum Jahre 1882. Sie stellt die Glanzzeit der ME dar. Zwischen 1860 und 1875 hatte die Firma beträchtliche Umsätze und Erträge erreicht und wurde zu einer der drei führenden Lokomotivfabriken Deutschlands. Dem Verfasser gelang es auf anschauliche Weise, die Gründungsproblematik und die sich sehr schnell herauskristallisierende Exportabhängigkeit und die Stagnationsphasen zwischen 1877 und 1881 herauszuarbeiten. Der Produktionsanstieg der 50er Jahre beruhte

auf dem Export. Das Ausland hatte einen Anteil an der Gesamtproduktion von über 70%. Die wichtigsten Abnehmerländer waren Österreich, die Schweiz und Frankreich.

Der zweite Teil schildert die Entwicklung des Unternehmens zwischen 1882 und 1918. Durch den seit den achtziger Jahren eingetretenen Strukturwandel sank das Unternehmen zum regionalen Mittelbetrieb ab. Die Steigerung der Produktion blieb hinter dem Aufschwung der deutschen Industrie zurück. Die hohe Exportabhängigkeit des Unternehmens trat nun voll zutage. Äußerst interessant ist die nun einsetzende kapitalbedürftige branchenübergreifende Expansionspolitik des Unternehmens. In Anbetracht der Tatsache, daß gerade der Lokomotiv- und Waggonbau sehr stark an Bedeutung verlor und die Stammfirma hinter dem allgemeinen Branchenwachstum zurückblieb, betrieb das Unternehmensmanagement eine Produktdiversifikation mit sehr unterschiedlichem Fertigungsprogramm. Die ME hatte in den 90er Jahren den Anschluß verpaßt. Eine wenig glückliche Aufkaufpolitik, extensive Produktdiversifikation und mangelhaftes Investitionsverhalten sind nach HENTSCHEL die Hauptgründe gewesen.

Diese Versäumnisse wollte man zwischen 1909 und 1912 wieder wettmachen und errichtete ein neues größeres Werk. Damit hatte man sich fast übernommen. Der Rohrertrag des Unternehmens sank soweit ab, daß die nötigen Abschreibungen nicht mehr erwirtschaftet wurden. Die Erträge der Tochtergesellschaften mußten diese Verluste ausgleichen. – Trotz formaler Schwächen: Eine Firmengeschichte, die Schule machen sollte.

Gert Kollmer

JOSEF WEIK: **MdL. Die Abgeordneten der Landtage in Baden-Württemberg 1946–1978**. Biographisches Gesamtverzeichnis der Abgeordneten der Länder Baden, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern 1946–1952, Baden-Württemberg 1952–1978. In Kommission bei Klett-Cotta Stuttgart 1978. 246 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 19,50

Eine kompakte Sammlung von Materialien zur Landesgeschichte von 1945 bis 1978. Auf eine knappe *parlamentsgeschichtliche Darstellung für Südwestdeutschland von 1945 bis 1978* folgen Verzeichnisse und Tabellen, vor allem ein Gesamtverzeichnis aller Abgeordneten, die je im Gebiet des Südweststaats zwischen 1946 und 1978 ein Landtagsmandat gehabt haben, und *parlamentsstatistische Daten nach 1945*, in denen man schnell erfahren kann, wer wann Ausschußvorsitzender oder Minister war, wie die Frauen im Parlament repräsentiert waren, wie die Wahlen ausgingen und dergleichen mehr. Viele – wenn auch meist recht kleine – Bilder unterstützen die Erinnerungen der Zeitgenossen an Personen und Ereignisse.

Hans L. Foss

25 Jahre Baden-Württemberg. Rückblick auf die Entstehung des Bundeslandes. Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg. 96 Seiten. Broschiert Ein Nachbeben des Jubiläumsjahres: 17 Reden bei 11 Er-

öffnungen der Wanderausstellung «25 Jahre Baden-Württemberg» in allen Teilen des Landes. Mit allen bürgermeisterlichen und landrätlichen Begrüßungsfloskeln, allen improvisierten Einschüben und den Einladungen zum anschließenden Glase Wein. Aber auch mit dem – eher nüchtern analysierenden als emphatisch feiernden – Rückblick von WALTER KRAUSE und mit den großen Reden von GEBHARD MÜLLER und CARLO SCHMID, die ja beide unmittelbar mitgeschrieben haben an dem mit dieser Ausstellung gefeierten Kapitel Landesgeschichte. – Vor allem den Lehrern zu empfehlen als Arbeitsmaterial für vielerlei Zusammenhänge: Zeitgeschichte, Politologie und Rhetorik werden miteinander und in ihrer wechselseitigen Bedingung erkennbar.

Willy Leygraf

JEAN (Hg.): **Erdchroniken 1.** Der Tod von Fessenheim und andere Geschichten aus dem Dreieckland. Dreisam-Verlag Freiburg i. Br. 1977. 181 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Grafiken. Broschiert

JEAN ist der Name eines Autorenkollektivs aus dem «Dreieckland» und dieses wiederum das Gebiet zwischen Straßburg, dem Schweizer Jura und dem Bodensee. In diesem Dreieckland liegen Orte wie Marckolsheim, Fessenheim, Kaiseraugst und Wyhl: Standorte von Atomkraftwerken; Plätze, an denen Bürger aus dem Elsaß, aus der Schweiz und aus der Bundesrepublik miteinander Stellung bezogen und demonstriert haben gegen das, was ihnen Angst macht, weil es das Leben bedroht. Von all dem handelt dieses Buch, in dem man neben dem herausgebenden Autorenkollektiv noch eine Reihe von Autoren antrifft: ERNST BORN (mit dem Bürgerlied von 1848), ROGER SIFFER, ANDRÉ WECKMANN und andere. Zwischen Rückblicken auf 1524/1789/1848 und beängstigenden Ausblicken in die Zukunft – stehen Berichte und kommentierende Äußerungen über Vorgänge, Aktionen und Reaktionen in den Jahren 1975/77. Dieses Buch – eine Mischung aus Dokumentation und einer neuen Art von Literatur: Literatur von Betroffenen für Betroffene. (Aber wer kann heute sicher sein, daß er nicht zu den Betroffenen gehört?!)

Hans L. Foss

Burgen und Bauernhäuser

BODO EBHARDT: **Der Wehrbau Europas im Mittelalter.** Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen. (2. Band, Teil 1 – Spanien, Portugal, Italien), 1958. Nachdruck bei Wolfgang Weidlich Frankfurt 1978, 328 Seiten, 96 Bildtafeln, 378 Abbildungen im Text. Leinen DM 138,-

BODO EBHARDT, der bekannte wilhelminische Burgenarchitekt und Gründer der deutschen Burgenvereinigung, hat es als erster gewagt, ein monumentales europäisches Burgenwerk herauszubringen. Es ist allerdings weniger die Frucht systematischer Forschungen als das Ergebnis ausgedehnter Reisen, unzähliger Burgenbesichtigungen und langjähriger Sammelarbeiten. So haftet dem kühnen Werk viel Spontanes, Zufälliges und Subjektives an. Auch

bei dem nun in einem Nachdruck vorliegenden Teilband über Spanien, Portugal und Italien sind die Einleitungen und Überblicke sprunghaft, vereinfachend und nicht ohne Irrtümer; und man braucht reichlich Geduld, um die dauernden Hinweise auf «rassische» Einflüsse zu übersehen. Generelle burgenkundliche Aussagen stützen sich vielfach auf wenige Einzelbeispiele, und der Verfasser vermeidet es, seine Leser mit Problemen, Fragen oder gar Zweifeln zu belasten. Aber das Werk bietet eine Fülle von Einzelbeschreibungen, Beobachtungen, Grundrissen, Zeichnungen und Skizzen, die den Burgenliebhaber auch heute noch ansprechen. Der unendliche Fleiß und das mitreißende Engagement versöhnen mit den Mängeln. Als Sammelwerk, zu Vergleichszwecken und auch zur Reisevorbereitung ist das Werk noch immer nützlich und durch kein anderes voll zu ersetzen.

Hans-Martin Maurer

PAULHANS PETERS: **Umbau alter Bauernhäuser.** Städterleben auf dem Lande. Callwey Verlag München 1978. 188 Seiten, 345 Abb., zahlreiche Pläne. Leinen DM 78,-

Die erste Welle städtischer Kultur, die nach dem Krieg über den ländlichen Raum hereinbrach, hatte verheerende Wirkungen: Zerstörtes Fachwerk, trostlose Fensterschlünde, Alu-Türen und Eternitfassaden zeugen heute noch davon. Der neue Einbruch von Stadtkultur auf dem Lande ist völlig anders orientiert: Die in Städten vermißte Urbanität wird – gleichsam partikularistisch – von Einzelpersonen aufs Land hinaus verlagert und erscheint dort in rustikaler Verkleidung. Daß damit (wenn auch nur allmählich) tiefgreifende Veränderungen in der Struktur der ländlichen Bevölkerung, deren Kultur und Lebensweise einhergehen, das wird nur indirekt deutlich in diesem Buch, in dem fünfzig meist von Künstlern, Architekten, Designern umgebaute Bauernhäuser, Schmieden, Mühlen und Ackerbürgerhäuser aus der Bundesrepublik und einige charakteristische Beispiele aus dem Ausland dargestellt werden. Bestandsaufnahme und fachliche Beratung – beides will das Buch leisten; dazu bringt es Erfahrungsberichte von Architekten, ein technisches Stichwortregister, Literaturangaben und vor allem viele gute Fotos. In dem klugen Einleitungstext sowie in den Kommentaren von Herausgeber PAULHANS PETERS wird nicht versucht, über die ästhetischen und funktionalen, wirtschaftlichen und denkmalpflegerischen Probleme hinwegzutäuschen; diese Probleme werden Seite für Seite, Bild für Bild offenkundig, ihre Bewältigung wird noch einige Denkarbeit und Phantasie (und Geld) verlangen. Immerhin: Dieses Buch ist ein weiterer Schritt dazu.

Eberhard Rothermel

Sammelwerke

Allgäuer Geschichtsfreund (Blätter für Heimatforschung und Heimatpflege, herausgegeben vom Heimatbund Allgäu, 78. Jahrgang) Kempten 1978.

Diese von WOLFGANG HABERL redigierte Jahresnummer 1978 bringt ausschließlich historische Beiträge, von denen

die Interpretation des 2. Briefes von JOHANN GEORG BRENGGER an KEPLER die höchste Seitenzahl einnimmt. Hier darf man fragen, ob derartige Fachfragen, die nicht «nur» die Astronomie betreffen, in einer solchen Zeitschrift Platz finden sollen und ob man dem Leser einen derart langen, wenngleich vorzüglich ins Deutsche übersetzten Brief zumuten kann. Liest man weiter, so stößt man auf einen guten Aufsatz über «Allgäuer im Tiroler Feuerstättenverzeichnis von 1427»: der Titel ist etwas umständlich, aber er berührt die interessante Frage der Beziehungen quer über Gebirgskämme hinweg – in diesem Falle Oberstdorf und das Lech- bzw. Tannheimer Tal. Lindau ist gleich mit zwei Aufsätzen vertreten, die sich mit dem historischen Prunkstück der Inselstadt, dem Damenstift, beschäftigen. Aus den weiteren Beiträgen sei «Eine heimliche Wahl mit unheimlichen Folgen» herausgegriffen, hinter der sich eine Tragi-Groteske um eine Isnyer Abtwahl verbirgt, die HERMANN SAUTER mit novellistischer Freude an der Materie nacherzählt. Wie man Wissenschaft und trockenes Archivmaterial «aufbereiten» kann, das wird hier mit exemplarischer Deutlichkeit gezeigt.

Wolfgang Irtenkauf

KAPSPAR ELM, EBERHARD GÖNNER und EUGEN HILLENBRAND (Hgg.): **Landesgeschichte und Geistesgeschichte.** Festschrift für OTTO HERDING zum 65. Geburtstag. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 92. Band) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1977. 488 Seiten. Leinen DM 55,-, broschiert DM 48,-

Festschriften von dieser Fülle und Reichhaltigkeit entziehen sich der Rezension, fast jeder einzelne Aufsatz – 22 sind es hier – fordert eine eigene heraus. Das ist gerade im vorliegenden Fall kein Wunder: OTTO HERDINGS vielfältiges Wirken durch Forschungen vor allem zur südwestdeutschen Landesgeschichte, durch Mitarbeit in der «Historischen Kommission», durch entsprechende Lehrtätigkeit in Tübingen und später dann (nach einem «Ausflug» nach Münster und in die Humanismusforschung) in Freiburg – das alles mußte eine Heerschaar namhafter Kollegen mit gewichtigen Beiträgen in dieser Festschrift zusammenführen. In einer Reihe von Zusammenhängen wird der Historiker künftig zu diesem Sammelband greifen und so an den vielseitigen Forscher und Lehrer HERDING erinnert werden, der sich übrigens nicht zu schade war, auch außerhalb der strengen Wissenschaften mitzuteilen, was aus den Erträgen seiner Forschung allgemeineres Aufmerken erwarten konnte. – Von den hier vertretenen Autoren und ihren Themen seien nur diejenigen hervorgehoben (ohne damit andere hinten setzen zu wollen), die für die Leser dieser Blätter von besonderem Interesse sein mögen: Über *Die Mitarbeiter des jungen Friederich Barbarossa* schreibt AUGUST NITSCHKE, der Beitrag von KASPAR ELM ist überschrieben *St. Pelagius in Denkendorf. Die älteste deutsche Probstei des Kapitels vom Hlg. Grab in Geschichte und Geschichtsschreibung*; BERENT SCHWINEKÖPER untersucht am Beispiel des Rottenburger Marktbrunnens *Spätmittelalterliche Brunnen südwestdeutscher Städte als staat-*

liche und städtische Hoheitszeichen. Ein Kapitel Gartenbaukunst schlägt WERNER FLEISCHHAUER auf mit seinen Erhebungen *Zur Tätigkeit des Salomon de Caus an den Grottenwerken zu Brüssel, Heidelberg und Stuttgart.* BERNHARD ZELLER liefert aufschlußreiche – für die dargestellte Person wie für dessen Zeit – *Skizzen zu einer Biographie* des Literaten und Diplomaten FRIEDRICH KÖLLE, eines gebürtigen Stuttgarters, von dem HEBEL berichtete, daß er ihm *bisweilen Anekdoten für den Hausfreund* zutrage. EBERHARD GÖNNER schließlich – um der Auswahl recht willkürlich ein Ende zu setzen – schildert *Die Erziehung des Prinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen* als ein Beispiel für *Fürstenerziehung im 19. Jahrhundert.* – Anzumerken ist noch, daß eine Reihe von Beiträgen deutlich erkennbar macht, wie sehr es sich beim alemannischen Raum diesseits und jenseits des Rheins um eine Region vieler Gemeinsamkeiten in Kultur und Geschichte handelt.

Johannes Wallstein

KARLHEINZ BAUER (Hg.): **Aalener Jahrbuch 1978.** Herausgegeben vom Geschichts- und Altertumsverein Aalen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 216 Seiten, 16 Bildtafeln. Broschiert DM 30,-

Diese Sammlung von Aufsätzen zu Geologie und Geschichte (mit Kunst- und Kulturgeschichte) der Stadt Aalen mit ihren neuen Teilorten wird als Jahrbuch 1978 bezeichnet und damit deutlich als Anfang einer fortzusetzenden Reihe. Es bleibt abzuwarten, ob es gelingt, für dieses Programm weiter so vielfältige und allgemeines Interesse weckende Themen und Aufsätze zusammenzutragen, daß die Fortsetzung gewährleistet ist. Der Anfang jedenfalls ist mutig und vielversprechend.

Willy Leygraf

ERICH MASCHKE und JÜRGEN SYDOW (Hrsg.): **Die Stadt am Fluß.** (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung Band 4). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 219 Seiten, 15 Abbildungen, 4 Zeichnungen. Broschiert DM 44,-

Dieser Band dokumentiert die 14. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises, die 1975 in Kehl stattgefunden hat. Wie bei diesen Tagungen üblich, werden stadtgeschichtliche Probleme unter besonderem Aspekt behandelt: die Auswirkungen der Lage an einem Fluß als besondere Bedingung städtischer Entwicklung. ERICH MASCHKE untersucht die – vor allem verkehrs- und wirtschaftsgeschichtliche – Bedeutung der «Brücke im Mittelalter». WILHELM MECHLER wendet sich einem konkreten Beispiel zu: «Die Rheinbrücken Straßburg–Kehl seit 1388»; FRITZ GLAUSERS Betrachtung greift räumlich weiter aus und behandelt «Stadt und Fluß zwischen Rhein und Alpen». Die nächsten beiden Untersuchungen sind wieder sehr genau lokalisiert, nämlich die von GERD WUNDER über «Die Stadt am kleinen Fluß: Schwäbisch Hall» und die von ROLAND SCHÖNFELD über «Die Donau als Faktor der wirtschaftlichen Entwicklung Regensburgs». Dann folgen noch einmal zwei Themen mit direktem Bezug zum Tagungsort: In die neuere Geschichte führt FRIEDRICH FA-

CIUS mit seiner Untersuchung «Stadt und Fluß». Ihr Verhältnis zum Oberrhein zwischen Worms und Straßburg im 19. und 20. Jahrhundert», während KNUT SCHULZ «Rheinschiffahrt und städtische Wirtschaftspolitik am Oberrhein im Spätmittelalter» behandelt. Diskussionsbeiträge von Teilnehmern der Kehler Tagung ergänzen die einzelnen Beiträge; Autoren-, Orts- und Personenregister erschließen sie. (Die benützte Literatur muß man sich leider bei einigen Aufsätzen aus den Anmerkungen zu den einzelnen Seiten zusammensuchen.)

Johannes Wallstein

Sindelfinger Jahrbuch 1977. Band 19. Herausgeber: Stadt Sindelfingen. 361 Seiten, zahlreiche Abb., broschiert
Wie üblich wird im größeren Teil des Bandes das amtliche und bürgerschaftliche Leben des vorausgegangenen Jahres in der ganzen Breite und Vielfalt dokumentiert, wie sie für diese Industriestadt charakteristisch ist. Bedeutsamer Einschnitt dieses Jahres: der Wechsel im Amt des Oberbürgermeisters von ARTHUR GRUBER zu DR. DIETER BURGER. Im historischen Teil finden wir u. a. Untersuchungen über die Geschichte der Sindelfinger Mühlen (von WOLFGANG BURR), über die Baugeschichte der ehemaligen Stiftskirche St. Martin (von HARTMUT SCHÄFER und BARBARA SCHOLKMANN), über den Münzschatz von Sindelfingen (von ELISABETH NAU) sowie den Vortrag von HERMANN JANTZEN über «Pfründen für Professoren», mit dem man der Verlegung des Martinsstifts von Sindelfingen nach Tübingen vor 500 Jahren gedachte.

Hans L. Foss

Weitere Titel

HEINZ OTTO BURGER: **Die Gedankenwelt der großen Schwaben.** Von der Klosterkultur am Bodensee bis Hegel. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1978. 213 Seiten. Leinen DM 24,-

HANS GEORG ZIER: **Im Herzen Badens.** Rund um Karlsruhe. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 188 Seiten, 119 teils farbige Tafeln. Leinen DM 49,-

RUDOLF RITTER: **Wanderwege im Elsaß.** 50 Rundwanderungen in den Vogesen. Moritz Schauenburg Verlag Lahr/Schwarzwald 1978. 5. verbesserte Auflage, 318 Seiten, Kartenskizzen. Boxin-Einband DM 16,80

HERMANN KOPF: **Christoph Anton Graf von Schauenburg 1717–1787.** Aufstieg und Sturz des breisgauischen Kreishauptmanns. Verlag Rombach Freiburg 1978. 200 Seiten, 11 Abbildungen. Broschiert DM 14,80

ROBERT FEGER: **Ritter, Fürsten und Melusinen.** Geschichte und Geschichten von Burgen und Schlössern in Südbaden. Verlag Rombach Freiburg 1978. 176 Seiten, 12 Zeichnungen. Broschiert DM 12,80

HELMUT BENDER/ROBERT FEGER (Hg.): **Das gesegnetste Land der Welt.** Südbaden in Gedicht, Erzählung und Bericht. Verlag Rombach Freiburg 1978. 128 Seiten. Broschiert DM 9,80

ANNA HAAG: **Das Glück zu leben.** Erinnerungen und Begebenheiten aus neun Jahrzehnten. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1978. 262 Seiten. Leinen

HANS E. VALENTIN: **Brezen, Kletzen, Dampedei.** Brot im süddeutschen und österreichischen Volksbrauchtum. Verlag Friedrich Pustet Regensburg 1978. 116 Seiten, zahlreiche, z. T. farbige Abbildungen. Pappband DM 24,80

KARL BORROMÄUS WEITZMANN: **Dichtungen in schwäbischer Mundart.** Mit einem Lebensbild und Worterklärungen herausgegeben von FRANZ GEORG BRUSTGI. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1978. 124 Seiten. Leinen DM 22,-
ALFRED MUNZ: **Philipp Matthäus Hahn.** Pfarrer, Erfinder und Erbauer von Himmelsmaschinen, Waagen, Uhren und Rechenmaschinen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1977. 144 Seiten, 50 Abbildungen, davon 5 farbig. Leinen DM 28,-

RICHARD MEINEL und HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER: **Schwäbische Alb in alten Ansichtskarten.** Flechsig Verlag Frankfurt a. M. 1978. 112 Seiten, 112 Abbildungen. Pappband DM 19,80

SCHWÄBISCHER ALBVEREIN (Hg.): **In Ulm und um Ulm herum.** (Reihe «Natur – Heimat – Wandern»). Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 256 Seiten, 54 Zeichnungen, 1 farbige Karte. Plastikeinband DM 19,80

Anschriften der Verfasser

Prof. Dr. Otto Borst, Mozartweg 32, 7300 Esslingen
Manfred Bosch, Dorfstraße 19, 8081 Grunertshofen
Univ.-Prof. Dr. Friedrich Heer, Johann-Strauß-Gasse 28, A-1040 Wien IV

Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen

Dr. Gert Kollmer, Luikenweg 32, 7300 Esslingen
Willy Leygraf, Redaktion Schwäbische Heimat

Dr. Hans-Martin Maurer, Lieschingstr. 47, 7000 Stuttgart 80

Dipl.-Ing. Stefan Pfitzer, Schulstraße 5, 7310 Plochingen

Prof. Dr. Theodor Pfizer, Traubergstraße 33, 7000 Stuttgart 1

Dr. Gregor Richter, Lauchertstraße 16, 7420 Sigmaringen

Eberhard Rothermel, Hundskapfklänge 22, 7400 Tübingen

Dr. Kuno Ulshöfer, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, 7170 Schwäbisch Hall

Der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zum Problem Mitgliedsbeitrag

Verehrte Mitglieder,
der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND sieht sich vor zwei Probleme gestellt: Als die Mitgliederversammlung im Jahr 1975 in Schwäbisch Hall beschloß, den Jahresbeitrag von DM 18,- auf DM 22,- zu erhöhen, geschah dies aufgrund einer scharfen Kalkulation, die eine Schaffung von Reserven nicht zuließ. Inzwischen sind durch die allgemeine Preisentwicklung unsere Ausgaben so gestiegen, daß wir die Mitgliederversammlung in Sigmaringen bitten mußten, den Beitrag ab 1979 auf jährlich DM 26,- zu erhöhen. Dieser Bitte hat die Versammlung entsprochen.

Das zweite Problem besteht darin, daß nach der Auffassung der Finanzbehörden die Leistungen unserer

Mitglieder nur dann die bisher gewährten Vergünstigungen bei der Einkommensteuer erlangen können, wenn diese Leistungen freiwillig, also als Spenden, erbracht werden. Die Mitgliederversammlung hat deshalb in Sigmaringen beschlossen, ab 1979 von der Erhebung von Beiträgen abzusehen, unsere Mitglieder aber zu bitten, dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND eine Spende von jährlich DM 26,- auf eines seiner unten angegebenen Konten einzubezahlen oder zu überweisen. (Entsprechend der seitherigen Handhabung bitten wir Mitglieder, die noch in der Berufsausbildung stehen, um eine Spende von jährlich DM 13,- und korporative Mitglieder um eine Zuwendung von mindest DM 52,- im Jahr.)

Ich bin gewiß, daß uns unsere Mitglieder nicht im Stich lassen werden, und daß wir auch in Zukunft unsere Aufgaben, zu denen vor allem auch die Herausgabe der SCHWÄBISCHEN HEIMAT gehört, im bisherigen Umfang erfüllen können.

Mit freundlichem Gruß
Ihr W. Birn

Zahlungen an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bitte nur auf eines der hier angegebenen Konten:
Postscheckamt Stuttgart
(BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart
(BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank Stuttgart
(BLZ 600 700 70) 1 435 502

Veränderungen im Vorstand

(sh) Auf der Tagesordnung für die anlässlich der Sigmaringer Tage 1978 einberufenen Mitgliederversammlung stand auch die von der Satzung vorgeschriebene Neuwahl des Engeren Vorstandes des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. PROF. DR. HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER kandidierte nicht wieder, da er sich nach der Verlegung seines Dienst- und Wohnsitzes und wegen vielfacher anderer Verpflichtungen außerstande sehe, in der notwendigen Intensität an der Arbeit des Engeren Vorstandes teilzunehmen; er bleibt dem Schwäbischen Heimatbund jedoch als Mitglied des Erweiterten Vorstandes verbunden. Die übrigen Mitglieder des Engeren Vorstandes – Vorsitzender: PROF. WILLI BIRN, stellvertretende Vorsitzende: DR. WOLFGANG IRTENKAUF und DR. OSWALD RATHFELDER, Schatzmeister: DR. DR. RUDOLF BUTTERLIN, Schriftführer: WILLY

LEYGRAF, weiteres Vorstandsmitglied: PROF. DR. HELMUT DÖLKER – wurden ohne Gegenstimmen – bei Enthaltung der jeweils Betroffenen – in ihren Ämtern bestätigt. Neu in den Engeren Vorstand gewählt wurde Oberforstrat FRITZ OECHSSLER (Stuttgart), der bisher schon im Erweiterten Vorstand und im Redaktionsausschuß der SCHWÄBISCHEN HEIMAT mitgearbeitet hat.

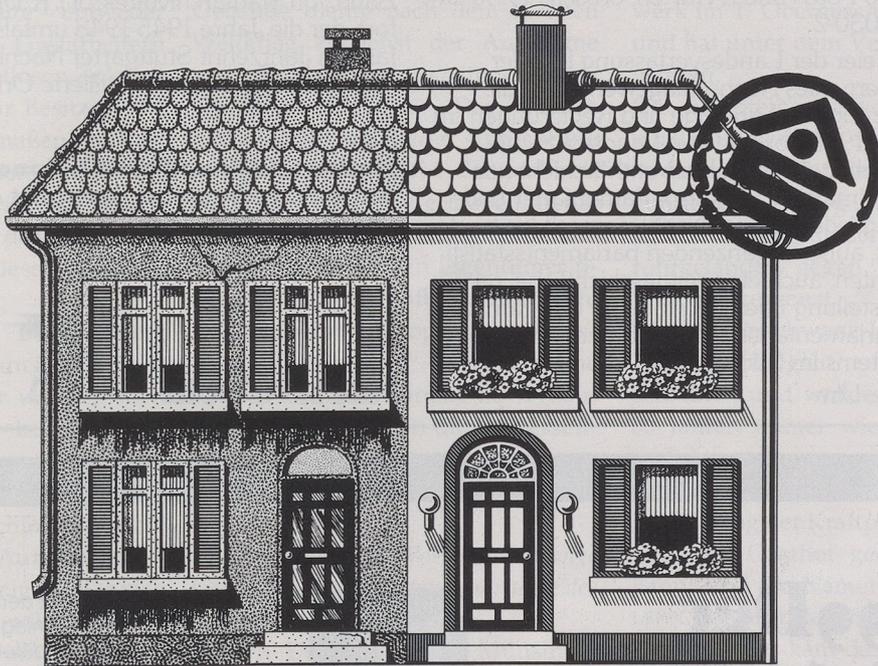
Stadtbildwettbewerb Tübingen

(sh) Anfang Dezember 1978 wurden beim Stadtbildwettbewerb, den der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND zusammen mit der Universitätsstadt Tübingen durchgeführt hat, die Preise, Plaketten und Urkunden überreicht. Über 80 Gebäude waren zu diesem Wettbewerb angemeldet worden, bei dem nicht nur die vordergründige Herrichtung von Fassaden bewertet werden sollte, sondern jede Art von Einwirkung der Gebäude auf das Stadtbild – zum Bei-

spiel auch durch die Gestaltung von Hofflächen, Vorgärten, Einfahrten oder durch die Behandlung der bei der Topographie Tübingens besonders wichtigen Dächer. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND – Ortsgruppe Tübingen – hatte Ausschreibung und Durchführung dieses Wettbewerbs übernommen, weil die Universitätsstadt Tübingen bei vielen Renovierungen – vor allem bei denen in der Altstadt – beratend mitgewirkt hat und nun nicht über die Ergebnisse urteilen und richten wollte. Der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES PROF. WILLI BIRN hob die beispielhafte Bedeutung dieses Stadtbildwettbewerbs für das demokratische Verhältnis zwischen Verwaltung und bürgerschaftlicher Vereinigung hervor: man streite, wo man verschiedener Meinung sei (wie zum Beispiel wegen der Erhaltung des Hauses SCHIMPF), in aller Heftigkeit, aber auch in aller Sachlichkeit – und das schließe gute Zusammenarbeit nicht aus, wo man gemeinsame Ziele verfolge.

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

PRÄDIKAT WERTVOLL



Günstig modernisieren mit unserem Darlehen ab 4,5%.

Jetzt ist die beste Zeit zum Renovieren und Modernisieren, weil wir Ihnen jetzt nicht nur billiges Baugeld, sondern mit unserer Bauspar-Bibliothek auch viele nützliche Hinweise bieten können.

»Die Hausmodernisierung« heißt der Band, den Sie sich unbedingt bei uns holen sollten, bevor Sie mit dem Modernisieren Ihres Hauses beginnen. Sie erhalten diese Broschüre kostenlos bei unseren Bausparberatern und in unseren Beratungsstellen überall in Württemberg.

Selbstverständlich informieren Sie unsere Bauspar-Experten auch über unsere günstigen Möglichkeiten der Vor- oder Zwischenfinanzierung.



Öffentliche 
Bausparkasse

7 Stuttgart 1 · Postf. 472 · Tel. 20 30-1

Bausparkasse der Sparkassen

Josef Weik:

MdL. Die Abgeordneten der Landtage in Baden-Württemberg 1946-1978

Biographisches Gesamtverzeichnis der Abgeordneten der Länder Baden, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern 1946-1952, Baden-Württemberg 1952-1978
Herausgegeben vom Landtag Baden-Württemberg

Mit einem Geleitwort des Landtagspräsidenten Erich Ganzenmüller

248 Seiten, 130 Fotos und 3 Karten, brosch., 19,50 DM
ISBN 3-12-911030-2

»Zur 25-Jahr-Feier der Landesverfassung legt der Landtag ein wertvolles Nachschlagewerk über die Zusammensetzung der Landtage und Regierungen im Südwesten seit 1945 vor. Die von Landtagsarchivar Josef Weik bearbeitete Broschüre enthält nicht nur Verzeichnisse sämtlicher Landesparlamentarier und Regierungsmitglieder seit der Nachkriegszeit bis heute, sondern bringt, außer ergänzenden parlamentsstatistischen Übersichten, auch eine zeitgeschichtliche, reich bebilderte Darstellung über die Anfänge und Konsolidierung des parlamentarischen und föderalen Regierungssystems im Südwesten.«

Südwestpresse, Ulm

Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart

Hrsg. von Kurt Leipner

Band 28

Gerhard Raff

Chronik der Stadt Stuttgart 1954-1960

1978, V-XII, 442 Seiten, 28 Seiten Bildanhang,
DM 28,50, ISBN 3-12-910980-3

Der Chronikband schildert die ersten Jahre nach der Währungsreform, also die Zeit beginnenden wirtschaftlichen Aufschwungs und der allmählichen Erreichung vorkriegsmäßiger Lebensbedingungen.

Diese Chronik setzt den vor fünf Jahren erschienenen Band von Stadtarchivdirektor i. R. Dr. Hermann Vietzen fort, der die Jahre 1945-1948 umfaßt. Damit ist für fast ein Jahrzehnt Stuttgarter Nachkriegsgeschichte eine umfassende und detaillierte Orientierung möglich.

Band 29

Herbert Kolb und Kurt Leipner

Katharinenhospital Stuttgart – 150 Jahre

1978, 179 Seiten, 109 Seiten Fotos, Register, Leinen,
DM 26,50, ISBN 3-12-910990-0



Klett-Cotta

„Der S-Geldberater unser persönlicher Service“



Hubert R.,
S-Geldberater

»Einen Geldberater können sich nur Reiche leisten«, glauben viele »Normalverbraucher«. So wie sich ein Unternehmer seinen Finanz- und Steuerberater leisten kann, so können Sie sich Ihren persönlichen Geldberater leisten. Den S-Geldberater. Im Leben dreht sich – ob wir wollen oder nicht – fast alles ums Geld. Um so wichtiger, richtig damit umzugehen. Und das ist nicht immer leicht. Das

Angebot der verschiedensten Spar-, Anlage-, Versicherungs- und Kreditformen ist für den Nichtfachmann oft schwer zu überblicken. Hier hilft nur die richtige Beratung durch einen zuverlässigen Experten.

Deshalb gibt es den kostenlosen Beratungs-Service bei der Sparkasse – den S-Geldberater. Er informiert Sie, berät Sie, löst Ihre »Finanzprobleme« und nimmt Ihnen lästigen »Papierkram« ab: Bei ihm sind Sie in den besten Händen mit Ihren Wünschen und Ihren Problemen.

Sprechen Sie mal mit ihm – Sie werden schnell merken, er ist ein Partner, auf den Sie sich immer verlassen können.

**Der S-Geldberater
unser persönlicher Service für Sie.**



wenn's um Geld geht

Sparkasse

Vom Abbruch bedroht: Gasthaus 'Zur Post' in Münsingen

Zu einem Ärgernis könnte das Gebäude des vormaligen Gasthauses «Zur Post» für die Stadt Münsingen werden, wenn das Bürgermeisteramt an dem Vorhaben festhält, in vier Jahren das 500jährige Jubiläum des Münsinger Vertragsabschlusses in repräsentativem Rahmen zu begehen. Es ist nicht nur der sicher desolate Zustand des Objektes, der Anlaß für diesen Hinweis gibt; zu viele vergleichbare Bauten sehen heute – entweder unbewohnbar oder Gastarbeitern überlassen – einer trostlosen Zukunft entgegen und sind für Besitzer und Städteplaner gleichermaßen zur Last geworden. Es ist vielmehr die historische Bedeutung der früheren Nobelerberge im Ensemble des Münsinger Schloßbezirks, die diesen Hinweis veranlaßt.

Während BAEDEKERS Beschreibung vor 150 Jahren für Münsingen noch alleine die «Post» der würdigen Erwähnung für wert befand, wird heute bereits ein Abbruch als einzig sinnvolle Lösung diskutiert! Das der «Post» benachbarte Schloß war wohl zu keiner Zeit für die Aufnahme großer Gesellschaften geeignet. Da sich aber wiederholt die württembergische Herrscherfamilie mit der gesamten Regierung während Krisen- und Pestzeiten in der Stadt aufhielt, ist naheliegend, daß die «Post» nicht lange nach dem Bau des Schlosses – spätestens im 15. Jahrhundert – errichtet wurde. In dieser Zeit häufen

sich zumindest die «Usslösungen» des Landschreibers für die Gäste in Münsingen. Ebenso naheliegend ist, daß die landständischen Vertreter vor dem 13. 12. 1482 anläßlich der Beratungen zum Einungsvertrag in der «Post» genächtigt haben. Letztmals verspürte das Hotel wohl den Duft der hohen Politik, als manch ein am Hofe KARL EUGENS akkreditierter Gesandter im 18. Jahrhundert während der Aufenthalte des Herzogs in Grafeneck in der «Post» Unterstand nahm.

Das inzwischen weitgehend leere Gebäude diente nach dem zweiten Weltkrieg zunächst der Aufnahme von Flüchtlingen, später folgten Gastarbeiterfamilien. Das Fehlen neuzeitlicher sanitärer Einrichtung sowie der bedenkliche Zustand von Dach und Mauern erlauben heute keine dauerhafte Nutzung mehr. Eine Sanierung ist für den Eigentümer finanziell kaum zumutbar. Gleichwohl wäre er bereit, die optisch noch immer sehr attraktive «Post» um eine bescheidene Geldsumme zu verkaufen. Alleine es fehlen die Interessenten . . .

Rudolf Bütterlin

Zur Ergänzung des Vorstehenden folge hier die nüchterne Bestandsaufnahme des Architekten:

In den Urkunden zum Münsinger Vertrag vom 14. 12. 1482 ist erwähnt, daß anschließend an die Vertragsunterzeichnung ein Fest gefeiert wurde im Gasthof zur Post.

Das aus dem 14. Jahrhundert stammende stattliche Gebäude steht nördlich von der Münsinger Schloßanlage in Ostwestrichtung an der mit Gefälle

zur Stadtmitte angelegten Hauptstraße.

Das Gebäude hat ein massives Sockelgeschoß. Darüber sind zwei feingliederte, überkragende Fachwerkgeschosse aufgerichtet, mit Steildach. Die Fensterfolge auf der Südfront ist regelmäßig. Am Ostgiebel wurden verschiedene Veränderungen vorgenommen. Auf der Nord- und Westseite befindet sich ein guterhaltenes Fachwerk, an dem verschiedene Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte vorgenommen wurden. Das früher sichtbare Fachwerk im 1. Obergeschoß ist verputzt und hat unter dem Verputz teilweise gelitten.

Der Haupteingang von der Hauptstraße aus ist durch eine unglückliche Anhebung der Straße jetzt tiefer gelegen als der Gehweg und mit einer unschönen Betonmauer samt Eisenrohrgeländer gegen Gehweg und Straße abgegrenzt.

Die Biberschwanz-Deckung mit Handstrichziegeln ist teilweise schadhafte und wurde in den letzten 30 Jahren immer wieder notdürftig geflickt.

Bekannt ist, daß das Gebäude bis zur Einführung der Kraftpost als Posthaltere mit Gasthof gedient hat. Bekannt sind die Namen REINÖL, MÜLLERSCHÖN und KNÖLL als Posthalter.

Durch Heirat kam das Anwesen mit ca. 6 Ar Platz und nördlich angebauten Scheunen- und Stallgebäude in den Besitz der Familie BRÄNDLE. Der jetzige Besitzer sieht sich außerstande, die aufwendigen Erneuerungs- und Instandsetzungsmaßnahmen durchzuführen, und hat das Gebäude mehrfach zum Verkauf angeboten.

Die Stadt Münsingen ist sehr interessiert an der Erneuerung der Altstadt und an der Erhaltung historischer Bausubstanz, sieht sich jedoch ohne staatliche Hilfe außerstande, das Haus zu kaufen und zu erneuern.

Das Gebäude ist eines der ältesten und stattlichsten Fachwerkgebäude in der ganzen Stadt, und im Stadtzentrum nur noch zu vergleichen mit dem am Marktplatz stehenden Gasthof zum Ochsen, der zwar noch bewirtschaftet ist, jedoch ebenfalls vom Verfall bedroht ist.

Eine gründliche Instandsetzung des

Foto: G. Vöhringer



Gasthauses zur Post ist dringend geboten, da sonst irreparable Schäden entstehen.

Die Möglichkeit einer Nutzung des Gebäudes – für ein Regionalmuseum, eine Erweiterung des bestehenden Heimatmuseums im Schloß, für den in Münsingen anlaufenden Fremdenverkehr oder für sonstige öffentliche Zwecke – wäre im Mittelzentrum Münsingen absolut gegeben.

Die Baukosten für den Kauf und die Wiederherstellung des Gebäudes werden nicht unter DM 1 Mio. liegen.
Rudolf Brändle

Späth: «Denkmalpflege kein Tochterunternehmen der kosmetischen Industrie»

(DSI/sh) Der baden-württembergische Ministerpräsident LOTHAR SPATH hat sich erneut engagiert für einen verbesserten Denkmalschutz eingesetzt. Auf einem Empfang der Landesregierung in Meersburg anlässlich der 4. Pressefahrt des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz wies er der Denkmalpflege einen wichtigen Platz schon im Frühstadium von städtischen oder ländlichen Planungsprozessen zu. Planer und Architekten dürften sich nicht als Vorhut verstehen, die nach Erfüllung der technischen, wirtschaftlichen und sozialen Ziele den Denkmalpflegern nur noch die möglichst harmonische Gestaltung der neugeschaffenen Strukturen überließe. *Denkmalpflege ist nämlich kein Tochterunternehmen der kosmetischen Industrie*, sagte SPATH. Dies bedinge allerdings auf Seiten der Denkmalpfleger, daß sie die Öffentlichkeit für den Zusammenhang von Geschichtlichkeit und Lebensqualität der Umwelt noch stärker als bisher sensibilisierten und klare und fundierte Erhaltungskriterien für Hauslandschaften und Siedlungsstrukturen festlegten. Außerdem komme es darauf an, die Planungsprozesse von Anfang an kritisch argumentativ zu begleiten.

Von den politisch Verantwortlichen verlangte der Ministerpräsident mehr Bereitschaft zur Kooperation und mehr politischen Willen zur Erhaltung gewachsener Strukturen. Vom demokratischen Staat erwarte er ein

stärkeres Verständnis für die Erhaltung der Landschaft und die Abwehr eines ungezügelten Landschaftsverbrauchs als fürsorgerische Aufgabe im Sinne eines modernen Mäzenatentums.

Die Politiker müßten endlich aufhören, einerseits die gestörten Entwicklungsstrukturen im städtischen und ländlichen Raum zu beklagen und andererseits laufend neue Förderprogramme nach konjunkturellen Gesichtspunkten aufzulegen, die mit ihren Terminvorgaben die Kommunen zu einer Entwicklung nach Maßgabe der Fördertöpfe statt nach den lokalen und regionalen Bedürfnissen verleiteten.

Heimatbund und KKW-Diskussion

(sh) Von der Atomenergie und den Atomkraftwerken steht nichts in den Satzungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES oder ähnlicher Vereinigungen. Daher ist mancherorts die Meinung aufgekommen, Vereine und Verbände wie der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hätten in der Diskussion um die Errichtung von Atomkraftwerken und die Ablagerung von Atommüll keine Meinung und keine Stimme.

Das Präsidium des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES hat dazu festgestellt:

In der Diskussion um die Kernenergie gibt es drei Arten von Fragen: Fragen, zu denen der DEUTSCHE HEIMATBUND mangels fachlicher Kompetenz nicht Stellung nehmen kann. (Dazu gehört z. B. die Frage, ob der § 7 des Atomgesetzes verfassungskonform ist.) – Fragen, zu denen der DEUTSCHE HEIMATBUND nicht Stellung nehmen muß. (Dazu gehört z. B. die Frage nach dem zukünftigen Energiebedarf sowie die Frage nach der Rentabilität der Kernkraftwerke.) – Fragen, zu denen der DEUTSCHE HEIMATBUND Stellung nehmen muß, und zwar aufgrund seiner Satzung, in der es heißt: «Der Heimatbund will zu seinem Teil die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen Deutschlands für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam machen und dadurch einen sachgerech-

ten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft leisten.» Zu dieser dritten Gattung gehört zweifellos die Frage: «Sind Kernkraftwerke umweltfreundlich?»

Diese Frage werde auch in der Dokumentation der Bundesregierung «Zur friedlichen Nutzung der Kernenergie» im wesentlichen verneint. Das Präsidium des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES war jedoch der Meinung, die in dieser Dokumentation mitgeteilten Daten seien nicht umfassend genug und hat deshalb die Fachgruppe Umweltschutz mit einer weitergehenden Untersuchung über die Umweltbelastung durch Atomkraftwerke beauftragt.

Persönliches

Die Mitgliederversammlung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat am 14. Oktober 1978 in Sigmaringen DR. ADOLF SCHAHL, den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, zum Ehrenmitglied ernannt.

Der Kunstmaler DIETER FRANCK – früher Mitglied des Erweiterten Vorstandes des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES – wurde mit dem Hohenloher Kunstpreis ausgezeichnet.

Seinen 70. Geburtstag feierte am 26. Dezember 1978 Prof. Dr. GERHARD WUNDER.

Mitgliederwerbung 1978

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben.

Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1978 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

9 Mitglieder warb: Rut Birn, Tübingen

5 Mitglieder warben: Else Bög, Stuttgart 70 – Maria Heitland, Stuttgart 1 – Max Philippin, Leonberg – Dr. Wilfried Setzler, Tübingen

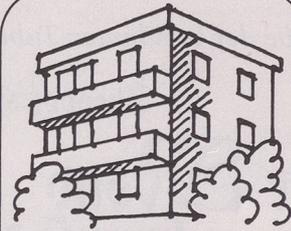
9 x Wüstenrot für Sie: Für Haus, Vermögen, Sicherheit.



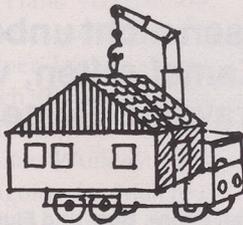
Bausparverträge



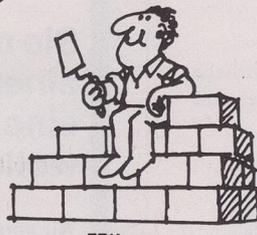
Eigenheime



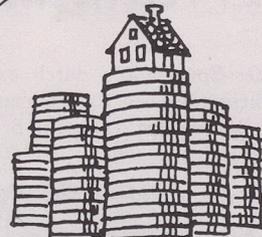
Eigentums-
wohnungen



Fertighäuser



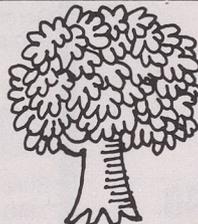
Häuser
zum Selberbauen



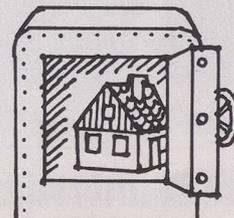
Baufinanzierungen



Modernisierungs-
Darlehen



Lebens-
versicherungen



Allianz
Sachversicherungen

wüstenrot
Der gute Grund für Ihr Eigentum.

August Holder

Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung

Die einzige Gesamtdarstellung der schwäbischen Dialektliteratur (von 1550 bis 1909)
Reprint, 227 Seiten, gebunden, DM 35,-

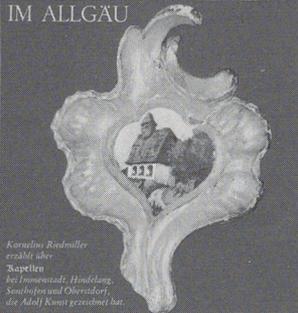
Rudolf Krauß

Schwäbische Litteraturgeschichte

Die Schatzkammer der schwäbischen Literatur-, Geistes- und Kulturgeschichte
Reprint, 942 Seiten, Leinen, DM 85,-

Jürgen Schweier Verlag – 7312 Kirchheim/Teck

**KLEINE KOSTBARKEITEN
IM ALLGAU**

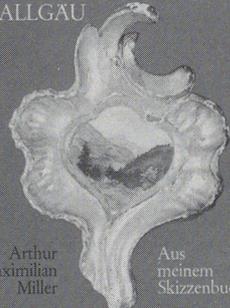


Koralline Rindmiller erzählt über
Kapellen
auf dem Bodensee, Hohenallgäu,
Sonthofen und Oberstdorf,
die Adolf Künzler gezeichnet hat.

Aus dem
Verlag für Heimatpflege
im Heimatbund Allgäu
Königstraße 25, 8960 Kempten

**Kleine Kostbarkeiten
aus dem Allgäu**

**KLEINE KOSTBARKEITEN
IM ALLGAU**



Arthur
Maximilian
Miller

Aus
meinem
Skizzenbuch

Neuausgabe der berühmten Tubingensie

Theodor Haering

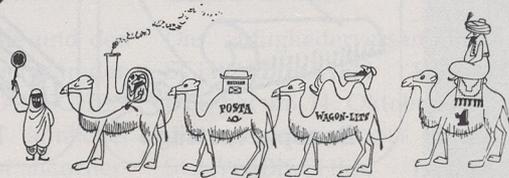
**Der Mond
braust durch
das Neckartal**

Ein romantischer Spaziergang durch das nächtliche Tübingen, neu herausgegeben von Stephan Kaiser, mit zwölf Bildern von Christoph Brudi
200 Seiten, gebunden 25 DM



im Rainer Wunderlich Verlag

**Karawane
Studien-Reisen**



Sie müssen nicht unbedingt auf einem Kamel reiten, wenn Sie eine Karawane-Reise buchen wollen . . .

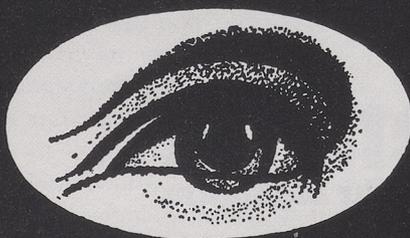
Wir veranstalten Bahn-, Bus- und Flugreisen, Wanderfahrten und Kreuzfahrten – weltweit!

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programmübersichten 1979 zu.



**Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:**

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091



**BRILLEN
Contact-Linsen**

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

4 Mitglieder warb: Hans Werner, Tübingen

3 Mitglieder warben: Professor Willi Birn, Tübingen – Helmut Erkert, Backnang – Dr. Richard Espenschied, Isny – Professor Dr. Hermann Fischer, Pfullingen – Dr. Liselotte Kazenmaier, Münsingen – Willy Leygraf, Reutlingen – Willi Lutz, Heilbronn – Professor Dr. Eberhard Schuon, Eningen – Paul Zorn, Leutkirch

2 Mitglieder warben: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Münsingen – Hans Fuchs, Heilbronn – Erika Hammer, Stuttgart 1 – Gerhard Hug, Kirchheim – Walter Kienzle, Ludwigsburg – Frida Nirk, Stuttgart 1 – Eugen Ohl, Stuttgart 40 – Kurt Sautter, Stuttgart 80 – Gerd Schach, Meßstetten – Viktor Scheufele, Sindelfingen – Greta Talmon-Gros, Esslingen – Raimund Waibel, Tübingen – Johanna Warth, Stuttgart 60 – Dr. Fritz Weller, Ravensburg – Elisabeth Zanker, Calw-Stammheim

1 Mitglied warben: Willy Achauer, Esslingen – Dr. Hans Ackermann, Dossenheim – Maria Amelung, Stuttgart 1 – Paul Baetzner, Ludwigsburg – Dr. Albrecht Baisch, Tuttlingen – Johanna Bantleon, Tübingen – Dr. Martin Bauser, Senden-Wullenstetten, Emil Bechtold, Nagold – Dr. Max Bez, Stuttgart 1 – Helmut Billig, Kirchheim, Elsbeth Böklen, Stuttgart 1, Eva Brandl, Stuttgart 1 – Emmi Bruckmann, Leonberg – Rudolf Buchholz, Neckartenzlingen, Eugen Cramer, Leonberg – Fritz Decker, Mochenwang – Dr. Konrad Derleder, Göppingen – Magda Dieter, Ludwigsburg – Emmy Dittmann, Leonberg – Maria Eckle, Stuttgart 1 – Agnes Ehrlen-spiel, Stuttgart 70 – Wiltrud Feifel, Stuttgart 70 – Gertrud Fenchel, Korn-tal – Franz Fischer, Stuttgart 30 – Dora Flogaus, Biberach – Helga Girzig, Weilheim – Walter Gösele, Stuttgart 30 – Doris Grunbacher, Stuttgart – Ursel Gutbrod, Calw – Martha Haeberle, Stuttgart 1 – Anne Haegele, Stuttgart 60 – Dr. Hans Haerle, Bad Waldsee – Gertrud Hammann, Stuttgart 1 – Gertrud Hanke, Stuttgart 1 – Elfriede Hardt, Stuttgart 1 – Manfred Hilsenbeck, Blaustein – Dr. Volker Himmelein, Gerlingen – Elisabeth Hofmann, Stuttgart 1 – Erwin Hofmann, Winnenden – Stephan Hopp,

Tübingen 5 – Dr. Gerhard Hümmel-chen, Winnenden – Karl Igel, Ulm – Robert Jäger, Esslingen-Rüdern – Dr. Kurt Ludwig Joos, Stuttgart 1 – Lis Jo-senhans, Leonberg – Robert Jung, Stuttgart 80 – Helmut Kaiser, Stutt-gart 50 – Karl Kempf, Rotfelden – Wal-ter Kittel, Stuttgart 70 – Anna Kop-penhöfer, Stuttgart 1 – Dr. Gisela Koslowski, Tübingen – Hannelore Krieger, Stuttgart 75 – Gertrud Kurz, Bietigheim – Dr. Hans Kurz, Villin-gen-Schwenningen – Alfred Laun, Stuttgart 1 – Albert Lebsaft, Stutt-gart 50 – Else Lehle, Aichwald – Dr. Hans Lehle, Gerlingen – Gerhard Lessig, Ellwangen – Dr. Gerhard Link, Kirchheim – Herbert Mielicke, Kirchheim – Berta Mildenberger, Winnenden – Christiane Müller, Stuttgart 61 – Viktor Nachtrieb, Win-nenden – Dr. Gudrun Oechßler, Stuttgart 80 – Christiane Peters, Korn-tal – Dora Pfister, Stuttgart 1 – Lini Rager, Ludwigsburg – Peter Rauch, Affalterbach – Dr. Michel Reistle, Langenau – Anneliese Renkenberger, Ravensburg – Ilse Renz, Leinfelden-Echterdingen – Otto Rieber, Ulm – Gretel Rietmüller, Leonberg – Hein-rich Roehm, Heilbronn – Professor Erwin Rohrberg, Stuttgart 70 – Albert Rothmund, Schwäbisch Hall – Marie Schaaf, Stuttgart 50 – Dr. Hans Schee-ner, Schorndorf – Gisela Scheihing, Stuttgart 60 – Dieter Schenk, Kirchen-tellinsfurt – Dr. Erhard Schiefer, München 40 – Luise Schmohl, Lein-felden – Lotte Schürnbrand, Stuttgart 80 – Monika Schwarz, Filderstadt 4 – Ruth Siegel, Stuttgart 1 – Dr. Otto Sig-el, Stuttgart 1 – Johanna Staub, Fell-bach – Ferdinand Steingötter, Stutt-gart 80 – Ruth Stepanow, Stuttgart 1 – Dr. Konrad Theiss, Aalen 1 – Ottmar Traub, UHINGEN 1 – Dr. Gertrud Treuherz, Leonberg – Ernst Tübinger, Stuttgart 60 – Anne Urban-Reck, Stuttgart 1 – Ludwig Völker, Mün-ster-Wolbeck – Elisabeth Wagner, Waiblingen – Maria von Walter, Ra-vensburg – Hans Westhäuser, Isny – Eva Weygang, Stuttgart 31 – Gerhard Winter, Remshalden-Rohrbronn – Ju-lie Wissmann, Esslingen – Lisbeth Wittek, Stuttgart 70 – Otto Woerner, Stuttgart 80 – Maria Zabelt, Stuttgart 1 – Werner Zeller, Fellbach – Dr. Fried-rich Zerr, Stuttgart 1 – Martha Ziegler,

Stuttgart 75 – Ludwig Zimmermann, Ulm – Ursula Zöllner, Tübingen

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEI-MATBUND neue Mitglieder gewon-nen haben, wurden auch in diesem Jahre wieder die ausgesetzten Preise verlost:

Gutscheine, die für die Teilnahme an Studienfahrten des SCHWÄBI-SCHEN HEIMATBUNDES oder beim Einkauf von Büchern eingelöst wer-den können: je einer zu DM 250,-, DM 150,- und DM 125,-, sieben zu DM 25,-. Außerdem: 60 wertvolle Bücher.

Die glücklichen Gewinner haben ihre Preise inzwischen erhalten.

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEI-MATBUNDES für unsere Heimat!

Zeigen Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten unsere Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEI-MAT, unser Veranstaltungs- und Fahrtenprogramm, erzählen Sie von unseren Bemühungen um die Erhal-tung und sinnvolle Gestaltung unse-erer heimatlichen Umwelt. Interessie-ren Sie auch junge Menschen für das Land, in dem sie leben und arbeiten werden und dessen Schicksal mit ih-rem eigenen Leben eng verknüpft sein wird.

Denken Sie bei festlichen Anlässen daran, daß eine Patenschaft, ein Jah-resabonnement oder eine Mitglied-schaft im SCHWÄBISCHEN HEI-MATBUND Geschenke sind, mit de-nen Sie für wenig Geld viel Freude bereiten können. Geschenkgut-scheine können Sie bei der Geschäfts-stelle anfordern, ebenso Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.

Auch im Jahre 1979 werden wir wie-der eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereit-stellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder ge-wonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance. Auch wer eine Patenschaft für ein Mitglied übernommen hat oder übernimmt, hat im ersten Jahr dieser Patenschaft das Recht, an die-ser Verlosung teilzunehmen.

Veranstaltungen und Studienfahrten

Mittwoch, 14. Februar 1979, 19.30 Uhr
Wilhelmshpalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Ernst Hirsch:
**Zur Geschichte der
Einwanderung der Waldenser in Württemberg**

Ein Bericht über neueste Forschungsergebnisse
mit Dokumenten

Mittwoch, 14. März 1979, 19.30 Uhr
Wilhelmshpalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Hans Binder:
Zum 150. Geburtstag von DAVID FRIEDRICH WEINLAND
dem Verfasser von «Rulaman» und «Kuning Hartfest»

Weinland stammte aus Grabenstetten und starb 1915 in Hohenwittlingen bei Urach. Der ehemalige Stiffler und weitgereiste Zoologe ist vor allem als Autor von «Rulaman» und «Kuning Hartfest» bekannt, in denen früheste Geschichte der Schwäbischen Alb anschaulich wurde.

Mittwoch, 28. März 1979, 19.30 Uhr
Wilhelmshpalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Hans-Martin Maurer:
Burgenparadies Südtirol

Geschichtliche Denkmäler in der Berglandschaft des
südlichsten deutschen Sprachgebietes
Vortrag mit Farbdias

Ergänzungen zum Programm der Studienfahrten

36

Die Pfalz
Eine sommerliche Studienwoche
Samstag, 28. Juli bis Samstag, 4. August 1979
Abfahrt: 14.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühren	DM 40,-
Fahrtkosten Stuttgart – Dahn und zurück	DM 30,-
Kosten der Studienfahrten	DM 100,-
	—————
Kosten insgesamt	DM 170,-

Es ist die Absicht dieser Studienwoche, Geschichte, Landeskunde, Geologie und die gegenwärtigen Probleme der benachbarten Pfalz kennenzulernen. Referate und Exkursionen mit kenntnisreichen Wissenschaftlern vom

Standort Dahn aus werden mit der Pfalz bekanntmachen: Geologiedirektor **Dr. O. Atzbach** vom Geologischen Landesamt Rheinland-Pfalz in Mainz stellt in Referat und Exkursion die Geologie der Pfalz dar. **Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff** (Universität Tübingen) behandelt Geschichte, Landeskunde und genealogische Verbindungen Württembergs mit der Pfalz und veranschaulicht diese Verbindungen auf einer Exkursion. **Dr. Wolfgang Irtenkauf** (Landesbibliothek Stuttgart) beschäftigt sich mit Kultur und Landschaft der Pfalz und der benachbarten Gebiete und führt eine Exkursion in die Region Nordvogesen (Dahn – Windstein – Niederbronn – Ingweiler – Neuweiler – St. Johann bei Zabern – Zabern – Dahn) sowie eine zweite zu den Kunststätten im deutsch-französischen Grenzgebiet (Dahn – Wasigen – Fleckenstein – Stürzelbronn – Bisch – Hornbach – Böckweiler – Blieskastel – Großbundenbach – Pirmasens – Dahn). **Dr. Christoph Unz** vom Historischen Museum der Pfalz in Speyer informiert über Vor- und Frühgeschichte in der Pfalz (mit Exkursion), und Stadtarchivar **Claus-Peter Westrich** (Neustadt/Weinstraße) behandelt Wirtschaft, Landschaft, Weinanbau im historischen Rückblick sowie als lebendige Gegenwart (ebenfalls mit Exkursion).

Aktion Irrenberg 1979

Samstag, 8. September 1979

Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.
Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadt-
information, 7300 Esslingen
am Neckar, Marktplatz 16,
Telefon (07 11) 3512-441/645.

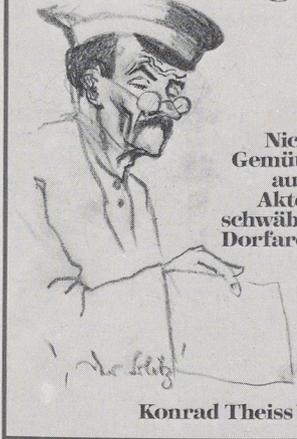
Emil Strauß Menschenwege

Novellen und Erzählungen
328 Seiten, Leinen, DM 28,-

«Falls wir Deutsche zu den Völkern gehörten, welche Freude an ihrer eigenen Sprache haben, so würde Emil Strauß bei Lebzeiten zum Klassiker ernannt werden. Eine schönere, gesündere Prosa als er schreibt heute niemand. Und das neue Buch von ihm enthält eine Kostbarkeit ganz besonderen Ranges, die Novelle «Der Schleier», ein Meisterwerk.» – Hermann Hesse (1931)

Jürgen Schweier Verlag – 7312 Kirchheim/Teck

Angelika Bischoff-Luithlen Der Schwabe und die Obrigkeit



Nicht nur
Gemütvolles
aus alten
Akten und
schwäbischen
Dorfarchiven

Konrad Theiss Verlag

NEU

im
Konrad Theiss
Verlag
Stuttgart

260 Seiten mit
10 Zeich-
nungen,
Leinen
DM 28,-

Dem Leben des kleinen Mannes im schwäbischen Dorf mit seinen Sorgen und Nöten, mit seinen Schlichen und Verschmitztheiten, seinen kleinen Freuden und Vergnügungen ist dieses Buch gewidmet, in dem Angelika Bischoff-Luithlen die Ausbeute jahrzehntelanger Entdeckungsarbeit in schwäbischen Dorfarchiven einem breiteren Leserkreis zugänglich macht. Zusammengesetzt aus vielen, oft grotesken und amüsanten, stets überraschenden Einzelheiten ergibt sich ein Bild des menschlichen Zusammenlebens auf dem Dorf. Es ist kaum zu glauben, wie weitgehend das Leben einst von der Obrigkeit verordnet wurde, und mit wieviel Schlitzohrigkeit man sich damit einzurichten verstand.

Touristik '79

Hinaus in die Ferne, mit Sonderzügen der 



Unser Sonderfahrtenprogramm enthält wieder viele Ein- und Mehrtagesfahrten in landschaftlich sehr schöne Zielgebiete.

Hier ein Programmausschnitt für unsere Wanderfreunde:

Wir fahren am

Sonntag, 22. April 1979, in den Odenwald und ins Maintal nach Amorbach und Wertheim

Sonntag, 6. Mai 1979, ins Altmühltal nach Eichstätt

Donnerstag, 24. Mai 1979, ins Feldberggebiet im Südschwarzwald nach Seeburg

Unsere Sonderzüge halten im Zielgebiet auf mehreren Bahnhöfen zum Ein- und Aussteigen. Verlangen Sie bitte bei unseren Fahrkartenausgaben unser Jahresprogramm oder rufen Sie direkt bei uns an.



Generalvertretung Stuttgart West
der Bundesbahndirektion Stuttgart

Arnulf-Klett-Platz 2

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 20 92/51 80

Johanniter-Spendenkarten

*Satz 3: „Kunst des 20. Jahrhunderts aus Süddeutschland“
8 farb. Briefkarten mit Werken von M. Ackermann, W. Bau-
meister, R. Breyer, A. Hölzel, W. Imkamp, C. Landenberger,
L. Schmidt und T. Werner, mit Umschlägen nur DM 8,-*

*Satz 2: „Aus der Geschichte des Johanniterordens“
8 Briefkarten mit Umschlägen nur DM 6,-*



Johanniter Hilfsgemeinschaft

Postfach 810205, 7000 Stuttgart 81

Landesgirokasse Stgt. 2 203 135 (BLZ 600 501 01)

Postscheck Stuttgart 112427-708 (BLZ 600 100 70)

Der Kreis Esslingen

Das große Sachbuch und Nachschlagewerk über den Heimatraum zwischen Schwäbischer Alb und Stuttgart mit Esslingen, Kirchheim, Nürtingen und den Fildern.



772 Seiten, 272 zum Teil farbige Tafeln,
DM 45,-.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Hoorig, hoorig isch die Katz

Heinz Wintermantel
Narren und Masken
der schwäbisch-
alemannischen Fasnacht



Eine närrische Reise durch die schwäbisch-alemannische Fasnacht von Karlsruhe bis zum Bodensee.

Nach einer kurzen, mit Zeichnungen illustrierten Einführung über Entstehung und Geschichte der schwäbisch-alemannischen Fasnacht beginnt die närrische Reise: Auf ihr stellt der Autor in seinem großen, prächtigen Farbbildband über 110 verschiedene Narrenfiguren und -masken mit farbigen Fotos von namhaften Fotografen

vor. Auch die Straßenfasnacht – Mittel- und Höhepunkt des närrischen Treibens – ist neben den Porträtaufnahmen in faszinierenden Bildern eingefangen. Zu jeder Farbtafel hat der Autor zusammen mit über 50 Narrenzünften jeweils einen kurzen erläuternden Text geschrieben. Darin werden Herkunft, Bedeutung und Besonderheiten der einzelnen Narrenfiguren und -masken dargestellt. Am Schluß des Buches stellen sich einige bekannte Maskenschnitzer mit einer Auswahl ihrer Werke vor.

Dieser Bildband gibt dem Leser und Betrachter einen anschaulichen Überblick über die schwäbisch-alemannische Fasnacht.

Die närrische Reiseroute



Heinz Wintermantel
Hoorig, hoorig isch die Katz
Narren und Masken der schwäbisch-alemannischen Fasnacht.
296 Seiten mit 16 Zeichnungen
und 224 farbigen Abbildungen.
Leinen mit farbigem Schutzumschlag.
DM 39,-.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen